

p.

at

Top.

0
112 ac

Nº 77. 78. 79. 80.

Europäische VANDERBILDER

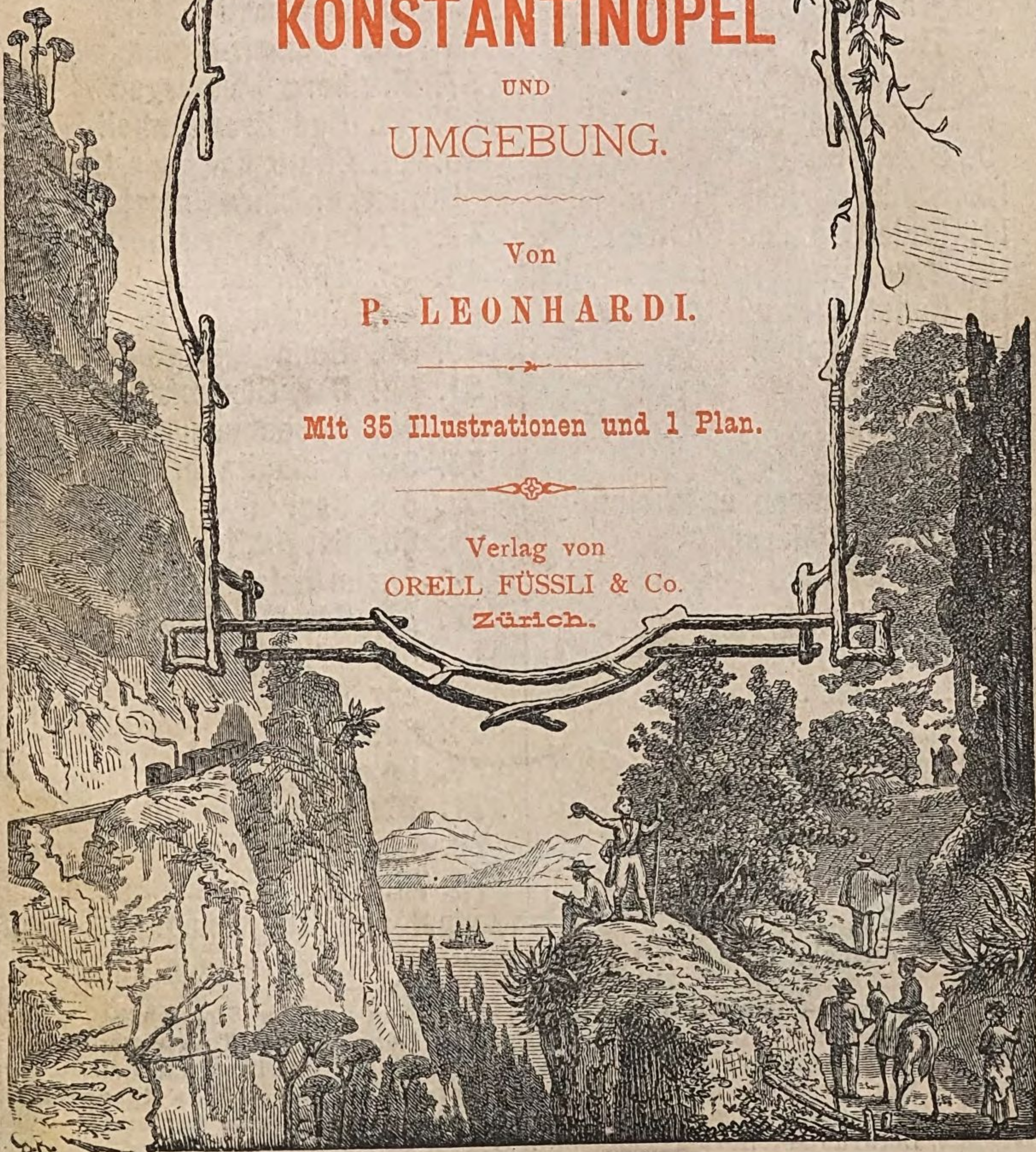
KONSTANTINOPEL

UND
UMGEBUNG.

Von
P. LEONHARDI.

Mit 35 Illustrationen und 1 Plan.

Verlag von
ORELL FÜSSLI & Co.
Zürich.



Europäische Wanderbilder.

Unsere Collection der „Europäischen Wanderbilder“ erscheint auch in französischer und englischer Sprache unter dem Titel:

L'Europe illustrée. ||| Illustrated Europe.

== Jedes Bändchen ist reich illustirt. ==

Die Collection ist in jeder namhaften Buchhandlung des Continents vorrätig.

Erschienen sind bis Ende 1884:

- | | |
|--|--|
| 1. Die Arth-Rigi-Bahn | 30. 31. 32. Gotthardbahn |
| 2. Der Uetliberg bei Zürich | 33. Zwischen Frohburg und Waldenburg |
| 3. | 34. 35. Görbersdorf (Heilanstalt für Lungenkranke). |
| 4. Rorschach und Heiden | 36. Die Vitznau-Rigibahn |
| 5. Wallfahrtsort Einsiedeln | 37. Freiburg i/Breisgau |
| 6. Thun und Thunersee | 38. 39. Bad Krankenheil-Tölz |
| 7. Interlaken | 40. 41. Chaux-de-fonds, Locle, Brenets und ihre Umgebungen |
| 8. Das Ober-Engadin | 42. 43. Das vorchristliche Rom |
| 9. Baden-Baden | 44. 45. 46. Ajaccio |
| 10. Stadt Zürich | 47. 48. Augsburg |
| 11. Baden in der Schweiz | 49. 50. Bonn |
| 12. Nyon am Genfersee | 51. 52. Der Bürgenstock |
| 13. Konstanz und Umgebung | 53. 54. Neuenburg |
| 14. Das Tössthal | 55. 56. Battaglia b. Padua |
| 15. Thusis | 57. 58. Chur |
| 16. Luzern | 59. 60. 61. Die Kärntner-Pusterthaler Bahn |
| 17. Florenz | 62. 63. 64. Die Brennerbahn |
| 18. Schaffhausen u. Rheinfall | 65. 66. 67. Von der Donau zur Adria |
| 19. Ragaz-Pfäfers | 68. 69. Graz |
| 20. 21. Mailand | 70. Jugenheim und Auerbach |
| 22. Bad Kreuth | 71. 72. Durch den Arlberg |
| 23. Die Gruyère | 73. 74. Von Paris nach Bern |
| 24. Bad Reinerz | 75. 76. Der Vierwaldstättersee |
| 25. Eisenerz | |
| 26. Vevey und Umgebung | |
| 27. Davos | |
| 28. Pyrmont | |
| 29. Villach | |
| 77. 78. 79. 80. Konstantinopel und Umgebung. | |

Zur Ausgabe im Jahre 1885 kommen:

Heidelberg — Murten —

Budapest — Von der Furka bis Brig — Brig und der Simplon —

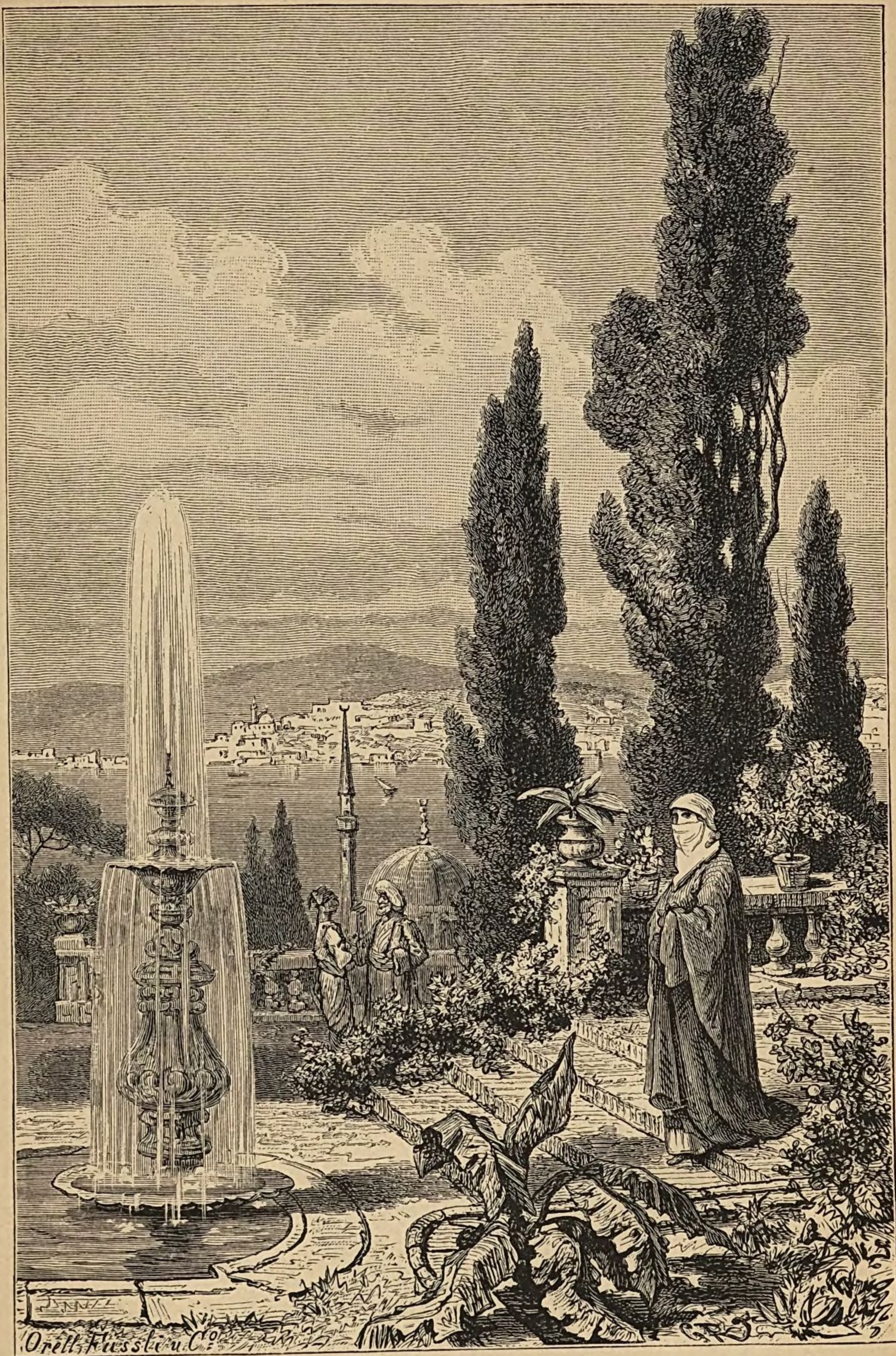
Die Visperthäler — Leuk und die Thäler von Lötschen und Tourtemagne —

Siders und Einsischthal — Von Sitten nach Martinach — Sitten und Eringerthal —

Der grosse St. Bernhard und die Entremontthäler — Vom Rhonethal

nach Chamounix — Chamounix — Von der Dent du Midi zum Genfersee —

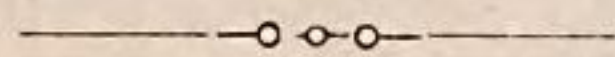
Locarno — Glarnerland und Walensee — Martigny-les-Bains.



KONSTANTINOPEL

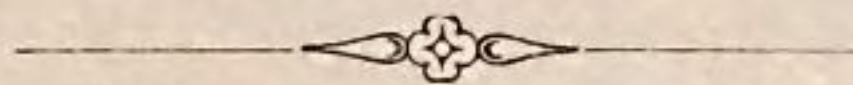
UND

UMGEBUNG.



Von

P. LEONHARDI.



Mit 35 Illustrationen und 1 Plan.



ZÜRICH

Verlag, Druck und Illustration von ORELL FÜSSLI & Co.

Top. o. 112 ab

Inhalt.

	Seite
Geschichtliche Einleitung	3
Ankunft in Konstantinopel	13
Galata, die Brücke, die Mauern	17
Stambul... ..	44
Der Bazar	78
Skutari und die Tschamlidscha... ..	90
Ein türkischer Feiertag	104
Pera... ..	127
Der Bosphorus	134
Streifzüge auf dem asiatischen Ufer	147
Die Prinzeninseln... ..	153

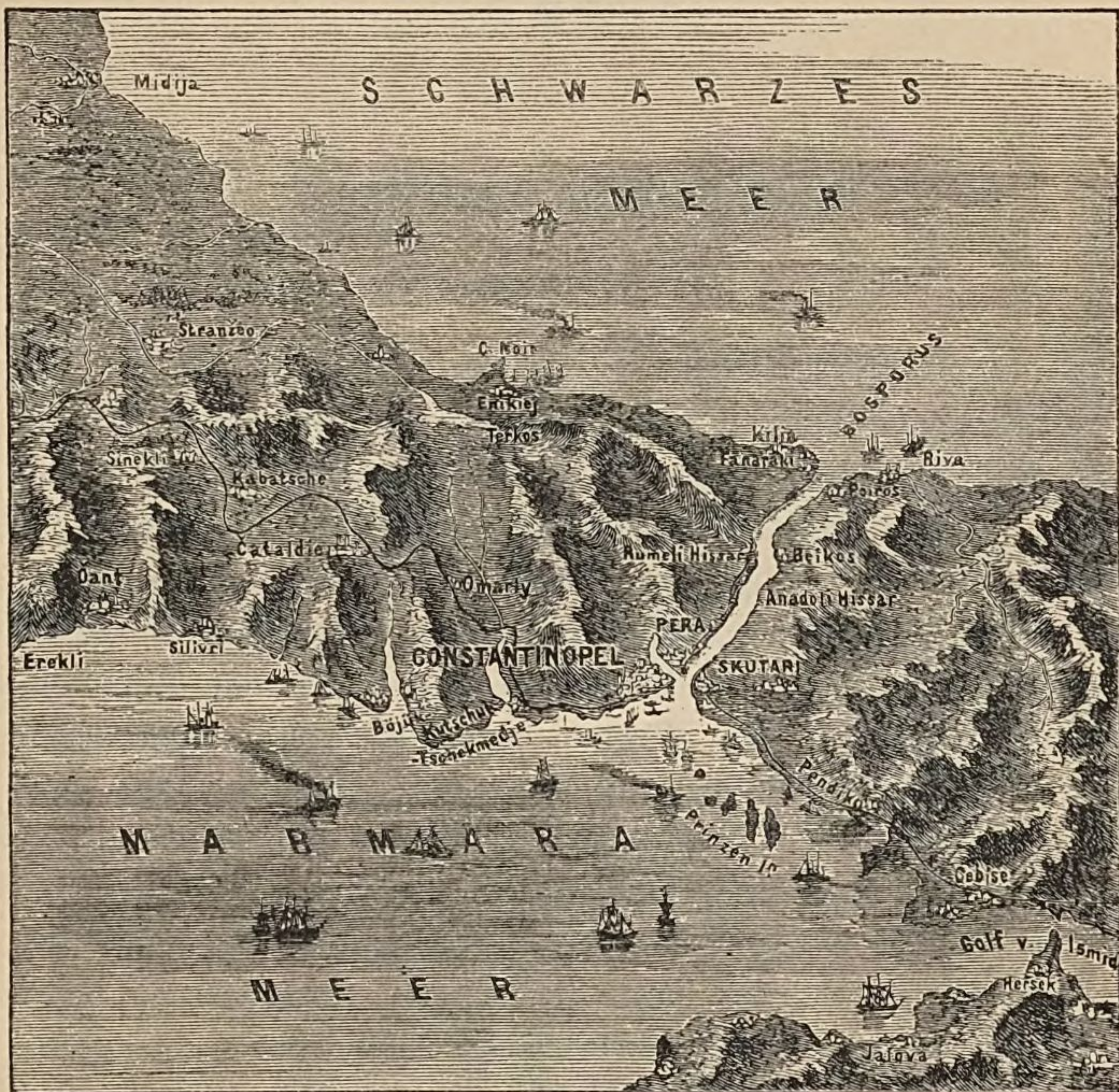




Geschichtliche Einleitung.

KONSTANTINOPEL — welche Fülle von Licht und Schönheit taucht bei diesem Namen vor unseren Augen auf, welche Erinnerungen ruft er in uns wach! Das persische Heer, mit dem Darius Thracien überschwemmte, die römischen, welche hier die Könige des Pontus und Bithyniens besiegten, die Völkerfluth der Kreuzfahrer, welche über den Bosphorus nach dem gelobten Lande strömte, und die der Osmanen, die der Osten in den Westen zurückdrängte, welche Ebbe und Fluth von Siegern und Besiegten, von Barbaren und Kulturvölkern! Wie brandeten die Wogen der Völkerstürme um das alte mächtige Bollwerk an der Grenze zweier Erdtheile! 24mal belagert und 6mal erobert, sah die Stadt altgriechische Feldherren und altrömische Imperatoren, neu-römische Cäsaren und neugriechische Autokratoren, persische Chosroës und arabische Khalifen, bulgarische Kräle und slavische Despoten, venetianische Dogen und französische Grafen, avarische Chakane und osmanische Sultane vor ihren Mauern. Sieh dort im Vordergrund das alte *Serai*, einst die Akropolis von Byzanz und die Residenz der oströmischen Kaiser, von welchen weltgeschichtlichen Begebenheiten, welch' blutigen Gräueln könnte es erzählen! Hätten wohl Konstantin und Justinian einem Seher geglaubt, der ihnen verkündet hätte, dass einst türkische Sultane hier ihre Residenz aufschlagen

würden, dass dort von dem himmelanstürmenden Bau der Aja Sofia einst der Halbmond herabglänzen würde? Könnten die Steine der *Solimanieh*, dieses erhabensten Denkmals osmanischer Baukunst, dessen Kuppel von jenem Hügel herüberglänzt, reden, so würden manche von ihnen berichten, wie einst im Venus-tempel zu Chalcedon Opferduft sie umwallte, wie sie ein



Vogelschaukarte des Bosporus.

Jahrhundert später die streitenden Stimmen der Kirchenväter, die in dem jetzt der heiligen Euphemia geweihten Heiligthume versammelt waren, im Echo zurückgaben, wie sie endlich heute statt der Nachtfeier der Venus, statt der Hymnen der h. Euphemia den täglich fünfmal wiederholten Ruf: „Es ist kein Gott als Gott und Muhamed ist sein Prophet“ vernehmen, bis ihnen Naturgewalt oder menschliche Zerstörungssucht eine

neue Bestimmung geben. Und dort im Süden der Aja Sofia beim *Hippodrom*, wie viele Triumph- und Festzüge byzantinischer Feldherren und Kaiser und osmanischer Sultane zogen dort vorüber! In den grossen Trauerspielen von Empörungen und Parteikämpfen trank der Sand das Blut der Bürger, der Nikaufstand und der Janitscharenmord verwandelten ihn in einen Blutsee. Möchte man daher nicht im Hinblick auf all' diese erbitterten Kämpfe, deren Mittelpunkt und Ziel diese Stadt war, das ganze Land umher, soweit das Auge reicht, eine ungeheure Grabstätte, ein Völkergrab nennen? Bedarf es endlich noch eines Hinweises auf jene ehrwürdigen Denkmäler der ältesten Mythe, die Vorgebirge und Buchten des Bosporus? An jenen Vorsprung verlegt die Sage den Altar, den Jason den Göttern errichtete, an diesem Gestade pflückte Medea ihre Zauberkräuter, und dort oben hauste der von den Harpyen gequälte Phineas. Ueberall klassischer Boden und überall beredte Zeugen der Vergangenheit und der Vergänglichkeit menschlichen Wesens!

Die Lage des Vorgebirges, auf welchem im Angesichte zweier Erdtheile „die Pforte des Glücks“ sich erhebt, veranlasste der Sage nach *Byzas*, das Oberhaupt einer von *Megara* ausgegangenen Kolonie, an dieser Stelle eine Stadt anzulegen, die nach ihm *Byzanz* genannt wurde, 657 Jahre v. Chr., 100 Jahre nach der Gründung *Roms*, dessen Rivalin sie einst werden sollte. Und wiederum 100 Jahre später begannen die Perser ihre Grenzen nach allen Seiten hin auszudehnen, und am Anfang des folgenden Jahrhunderts stürzten sich ihre zahlreichen Heere gleich Strömen auf das kleine *Griechenland*. *Athen* konnte dieser sich selbst hinderlichen Menge nichts weiter gegenüberstellen als Ordnung, Mannszucht, Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit, und Griechenland ward vom Untergange gerettet. Athen, in der heiligsten Sache siegend, erhob sich plötzlich auf den höchsten Gipfel des Ruhms, es wurde der Mittelpunkt der Civilisation. Seine Grösse erregte die Eifersucht seiner Nachbarn. *Sparta* trat neiderfüllt an die Spitze seiner Gegner, und mit dem peloponnesischen Kriege begann der Verfall Griechenlands.

Auch *Byzanz* wurde in diese Kämpfe verwickelt. Zu *Darius* Zeiten kam es in die Gewalt der Perser. Von den *Joniern* wieder erobert, wurde es unter *Xerxes* Regierung abermals persisch, um endlich den *Spartanern* unter *Pausanias* in die Hände zu fallen. Die nächsten Jahrzehnte sahen die Stadt bald unter *athenischer*, bald unter *spartanischer* Herrschaft. Einer Plünderung, welche ihr von den *Zehntausend* drohte, die *Xenophon* aus dem Euphratgebiet zurückführte, entging sie mit genauer Noth. Im Jahre 390 gelang es *Thrasybulos* die Oligarchie zu stürzen und die Stadt für die athenische Allianz zu gewinnen, der sie im Ganzen auch treu blieb. Im Jahre 340 belagerte sie *Philipp* von Macedonien, aber die Energie des *Demosthenes* veranlasste die Entsendung athenischer Hülfsstruppen, so dass der König unverrichteter Sache abziehen musste.

Indessen hatte sich im Westen *Rom* zur allgebietenden Herrin aufgeworfen, und nach *Karthago's* Zerstörung kannten der Ehrgeiz und die Habgier der Römer keine Grenzen mehr. Als sie auch in Griechenland und Asien vordrangen, wurden die Byzantiner ihre Verbündeten und bewahrten sich dadurch ihre Unabhängigkeit. In den Kämpfen der verschiedenen Kronprätendenten war der Besitz der Stadt von Wichtigkeit. Bei dem Thronstreit zwischen *Severus* und *Niger* stand sie auf Seiten des letzteren. Der siegreiche *Severus* belagerte sie, aber drei Jahre lang schlugen die Bürger alle Angriffe zurück. Endlich wurde sie erstürmt und von Grund aus zerstört. Kurze Zeit darauf liess sie *Severus* wieder aufbauen, schöner und glänzender als vorher. Unter Kaiser *Gallienus* wurde die unglückliche Stadt abermals erobert und hart gezüchtigt. Von neuem aufgebaut, hatte sie durch die Einfälle der wilden *Skythen* viel zu leiden.

Konstantin d. Gr. endlich verlieh der Stadt die ihr gebührende Stellung. Er strebte nach dem Ruhme, der Gründer einer neuen Aera, der Stifter einer „*neuen Roma*“ zu sein. Die alte Tiberstadt genügte nicht mehr den gesteigerten Ansprüchen der Machthaber. Welcher Ort aber vereinigte so viele Vorzüge

der Natur und Lage, war so sehr zur Hauptstadt eines Weltreichs geeignet als die Stadt am rasch strömenden Bosphorus, der den Waaren aus allen Himmelsstrichen Zugang gewährt, mit dem trefflichsten Hafen, der von seiner Gestalt und dem Reichthume der eingeführten Handels Güter den Namen des „Goldenen Horns“ trägt, als die Feste am fruchtbaren, mit Weinbergen, Gärten und ergiebigen Saatfeldern bedeckten thracischen Hügellande, wo so viele Kriegszüge sich gebrochen hatten und von wo aus die Erbfeinde des römischen Namens an der Donau und am Euphrat leicht abgewehrt werden konnten! Am 11. Mai 330 n. Chr. wurde die Hauptstadt feierlich eingeweiht. Damit die neue Siebenhügelstadt der alten nicht nachstehe, wurde auf ihre Ausschmückung die grösste Sorgfalt verwendet. Da aber die Kunstfertigkeit jener Tage sich zu neuen Schöpfungen nicht mehr zu erheben vermochte, wurden aus allen Städten des Reichs altberühmte Kunstwerke nach der neuen Hauptstadt geführt. Paläste, Theater, Bäder, heidnische Tempel und christliche Kirchen wetteiferten an Fülle und Pracht der Kunstschatze. Und mit demselben Eifer betrieb der Kaiser die Ansiedelung der Bewohner. Viele Senatoren wurden durch Ehrenstellen bewogen, ihren Wohnsitz in der neuen Residenz zu nehmen, welche dieselben Privilegien wie Rom erhielt, die Spenden an Korn, Wein und Oel flossen hier noch reichlicher als an dem Tiber, an Volksbelustigungen und Genüssen liessen es die byzantinischen Kaiser ebenso wenig fehlen als die römischen. Und nicht weniger lockten das herrliche Klima, die unübertreffliche Schönheit der Gegend, die für Land- wie Seehandel gleich günstige Lage. So vergrösserte sich die Konstantinsstadt rasch, dass noch vor Ablauf eines Jahrhunderts Kaiser *Theodosius II.* weit ausserhalb der alten Mauer eine zweite, die zum grossen Theile heute noch stehende Doppelmauer, ziehen musste.

Unter Konstantins Nachfolgern versetzten fortwährende Streitigkeiten im Innern wie häufige Angriffe von aussen Reich und Hauptstadt in beständige Unruhe. Verheerungen und Feuersbrünste waren die Waffen, zu denen der Pöbel

gewöhnlich seine Zuflucht nahm, und nicht selten vermehrten Erdbeben die allgemeine Noth. Schon war im Norden der Sturm der *Hunnen* vorüber gabraust, schon hatte Kaiser *Valens* im Kampfe mit den *Westgothen* bei *Adrianopel* Sieg und Leben eingebüsst, und ihr gewaltiger Heerkönig *Alarich* hatte dem Hof von Byzanz den Frieden diktirt. Inzwischen hatte auch *Theodosius I.* die schon oft vorgenommene Theilung des Reichs dauernd gemacht. Während das *weströmische* schon im Jahr 476 unter dem Anprall der germanischen Heerschaaren zusammenbrach, hielt sich das *byzantinische*, wie wohl es von Anbeginn den Keim des Verfalls in sich trug, fast noch ein Jahrtausend.

Wohl schien es noch einige Male, als wolle neues Leben den siechen Staatskörper erfüllen. So unter *Justinian's* Regierung (527—65). Während seine Feldherren *Belisar* und *Narses* wieder auf kurze Zeit dem Reiche Ruhe und Ruhm verschafften, suchte er die Grundlagen desselben durch das *corpus juris civilis* zu festigen. Und noch mehr als seine Vorgänger trug er zur Verschönerung der Stadt bei. Der grosse *Nikaaufrstand*, der im fünften Jahre seiner Regierung ausbrach und 40,000 Menschen das Leben raubte, legte einen grossen Theil der Stadt in Asche, darunter auch die von Konstantin erbaute Sophienkirche. Justinian baute sie mit unbeschreiblicher Pracht wieder auf. Im Jahr 553, in welchem die Stadt ein Konzil in ihren Mauern tagen sah, wurden hier die ersten europäischen Seidenwebereien errichtet.

In den folgenden Jahrhunderten aber war die Stadt, deren Grösse und Reichthum von Jahr zu Jahr gewachsen war, und die durch ihre Lage das Bollwerk des Reiches gegen den Osten bildete, ein beständiger Gegenstand der Habgier barbarischer Nachbarn. Schon im Jahr 559 hatte Belisar einen Angriff der *Bulgaren* zurückweisen müssen. 616 belagerte sie der Perserkönig *Chosroës*, 626 die *Avaren*, und im Jahre 668 erschienen zum ersten Male die *Araber* vor der Stadt, wurden aber mit Hülfe des griechischen Feuers zurückgeschlagen. Sechs Jahre lang erneuerten sie ihre Angriffe, bis sie endlich

für diessmal den Versuch, die Stadt zu erobern, aufgaben. Und als auch die in den Jahren 716—718 wiederholten Belagerungen vergeblich gewesen waren, zog bald von einer andern Seite ein neuer Feind heran. Von Norden her bedrängten im 9., 10. und 11. Jahrhundert wiederholt die *Bulgaren* und *russische* Völkerschaften die Stadt und konnten oft nur durch reiche Geschenke zum Abzug bewogen werden. Schon diese zahlreichen Angriffe von allen Seiten beweisen, wie vorübergehend der Glanz war, den Justinian seinem Reiche verliehen hatte. Die Erschöpfung der Finanzen, das Elend des Volks, der Mangel an Thatkraft in allen Theilen der Regierung und Verwaltung, der Luxus, die Erschlaffung der alten kriegerischen Mannszucht der Römer, die immer zunehmende Kühnheit der Barbaren, die innere Uneinigkeit, die Metzeleien, die Usurpationen und die jämmerliche Streitsucht der Theologen, das alles musste das Staatsgebäude bis auf den Grund erschüttern. Mit jedem Jahre wurde der Umfang des Reiches kleiner, und ein Land nach dem andern ging an die kriegerischen Nachbarn verloren.

In der Mitte des 15. Jahrhunderts endlich (auf die wichtigsten Ereignisse der dazwischen liegenden Periode kommen wir an geeigneter Stelle zurück) pochte der letzte und furchtbarste Feind mit eiserner Faust an die Pforten Konstantinopels. Die *Türken* rückten nach der Hauptstadt Bithyniens, *Brussa*, vor. Von da können sie nach Belieben an den Bosphorus oder die Dardanellen vordringen. Für den Augenblick geben sie Konstantinopel auf, überschreiten den Hellespont, dringen in Thracien ein und machen *Adrianopel* zu ihrer Residenz. Hier bringt *Muhamed II.* den Entwurf zur Reife, den Sturz des griechischen Reiches durch die Einnahme seiner Hauptstadt zu vollenden. So rückt er 1453 vor die Stadt, welche schon früher einige Male Türken als Belagerer vor ihren Mauern gesehen hatte. Die Belagerten, obwohl schwach an Zahl, leisten Muhameds gewaltigen Anstrengungen einen verzweifelten Widerstand, allein am 29. Mai fällt die Stadt Konstantins in die Hände der wilden Asiaten.

Seit dieser Zeit ist Konstantinopel die Residenz des Padischah, des Scheich ul Islam (des obersten muhamedanischen Geistlichen), des apostolischen Vikars (römisch-katholischen Erzbischofs und Vertreters des h. Stuhles bei der Pforte), eines griechischen und armenischen Patriarchen und eines Grossrabbiners. Schon hieraus ersieht man, dass der Sieger, wenn



Armenischer Patriarch.

er auch die Kathedrale (die Sophienkirche) und mehrere andere Kirchen in Moscheen umwandelte, den Besiegten doch das Bekenntniss ihres Glaubens liess.

Doch der Islam vermag nicht, dem Volke die geistigen und moralischen Mittel zu gewähren, auf welche allein eine dauernde Kultur sich gründen kann; die kriegerischen Tugenden begünstigt er, aber Bürgertugend vermag er nicht zu ent-

wickeln. So beobachten wir seit dem Beginne der türkischen Herrschaft im Südosten Europa's ein unaufhaltsames Sinken des Kulturlebens, und bis auf unsere Tage, in denen west-europäischer Fleiss und Unternehmungsgeist die Spuren der allgemeinen Verwüstung zu verwischen und Konstantinopel die ihm unter den Städten gebührende Stellung wiederzugeben beginnen, ist diese Stadt ein laut redendes Zeugniß von dem Charakter des herrschenden Volkes. Der an Ausdehnung bei Weitem überwiegende Theil der Stadt ist heute nichts als ein Konglomerat von Dörfern, vor ihren Thoren breitet sich auf der Landseite trostlose Wüste aus, und nur die belebten Wasserstrassen in ihrer Nähe halten die Verbindung mit der übrigen Welt offen. Die Veränderungen und Umgestaltungen, welche die Stadt, besonders die fränkischen Vororte, in den letzten Jahrzehnten erfahren haben, sind nur dem überhandnehmenden Einflusse der Europäer zu verdanken. Büst sie allerdings dadurch viel an Originalität ein, so hat sie andererseits einen internationalen Anstrich erhalten, der ihr früher nicht in gleichem Masse eigen war. Während man sonst fast nur die Völker Vorderasiens und Südeuropa's hier vertreten fand, herrscht heute das bunte Gemisch aller Nationen. Wohl an keinem Orte der Welt trifft man so verschiedene Nationalitäten; den Ethnographen und Linguisten eröffnet sich hier ein ebenso reiches Feld wie dem Historiker.

Unter den Nachfolgern *Muhameds II.* sind für die Geschichte der Stadt von Bedeutung nur noch *Soliman der Prächtige*, der Wien zum ersten Male belagerte, die Wasserleitungen vollendete und die *Solimanieh* errichtete, und aus der neueren Zeit *Mahmud II.*, der im Jahre 1826 die der Durchführung seiner Reformen feindlichen Janitscharen niedermetzeln liess. 1837 wurde die erste *Brücke*, die obere, über das Goldene Horn errichtet, die zweite, am Eingang des Hafens, 1845. Von den Ereignissen, deren Schauplatz Konstantinopel in der neuesten Zeit war, nennen wir nur noch die Besetzung der Stadt durch die englisch-französische Armee während des *Krimkrieges*, die grosse *Feuersbrunst* des Jahres 1870, die Eröffnung der

Tramways 1871, des *Tunnels* von Pera und der *Eisenbahn* nach Philippopol 1873, den Ausbruch des *Staatsbankerottes* 1875, die *Absetzung* und *Ermordung* des Sultan *Abdul Aziz*, die *Thronbesteigung Abdul Hamids* 1876 und den *Frieden von Stefano* 1878.

Noch einmal haben die Beschlüsse der Berliner Konferenz das Ende der türkischen Herrschaft in Europa hinausgeschoben, und noch immer sieht sich die Welt der Frage gegenüber gestellt: Wem wird die vielumworbene Siebenhügelstadt einst zufallen? Noch immer trägt der russische Aar an der kalten Newa heisses Verlangen nach dem wonnigen Bosphorus, nach der Wiege des griechisch-russischen Glaubens, während der britische Löwe mit eifersüchtigem Auge jeden Flügelschlag verfolgt, der ihn seinem Ziele näher zu bringen scheint. Im Süden aber wiegt sich das junge Hellenenthum in kühnen Träumen von der Errichtung eines grossen, alle Griechen umfassenden Reiches mit der Hauptstadt Konstantinopel. Die Zukunft entscheide, wie sie wolle, jedenfalls wird sie die Wahrheit des Wortes bestätigen: „Wer hier mit Kraft regiert, dem gehorcht die Welt.“

Ankunft.

„Athanasios folgte der Einladung des Theodosius und kam nach der kaiserlichen Stadt. „Wahrlich,“ rief er aus, „ich sehe jetzt mit eigenen Augen, wovon ich bisher nur ungläubig die Kunde hörte, die wunderbare Stadt.“ Er liess seine Augen bald hierhin, bald dorthin schweifen und bewunderte die Lage der Hauptstadt, den mit Schiffen gefüllten Hafen, die gewaltigen Mauern und das bunte Gemisch der Völker, die hieher zusammen strömten, wie viele Flüsse ihre Wogen in ein Meer ergiessen.

(Jordanis de Getarum origine et rebus gestis.)

„Ich sah Athens heilige Räume, ich sah die Tempel von Ephesus und war in Delphi, ich habe Europa durchstreift von einem Ende zum andern und die schönsten Länder Asiens besucht, aber nirgends erfreute mein Auge ein Anblick, dem von Konstantinopel zu vergleichen.“

(Lord Byron.)

In stiller Nacht haben wir das Marmarameer durchschifft, und das Ziel unserer heissesten Wünsche liegt unmittelbar vor uns, nur noch wenige Minuten, und wir haben es erreicht. Der Athem der kühlenden Morgenluft umweht uns; aber das Auge vermag noch nicht zu unterscheiden, was die fliehende Nacht in ihr düsteres Grau hüllt, was Apollo noch nicht mit seinem leuchtenden Auge überschaut; denn noch zögert er ruhend in der reizenden Thetis Schooss.

Da — welch ein Schauspiel! Ein flammender Bogen überzieht die endlose Wasserfläche — Aurora, Blumen streuend auf den Pfad ihres Lieblings, verkündend den mächtigen Gott des Tages, die Himmelsdecke malend mit allen Reizen! Mit tiefem Purpur säumt sie die Wolken, mit fern leuchtendem Feuer die Wölkchen, Rosengluth überfliegt den ganzen Himmel, des Morgens Flügelthore öffnen sich — da steht Helios in stiller Majestät!

Und vor seinen in verschwenderischer Fülle Licht und Glanz ausgiessenden Strahlen verschwindet der wallende Schleier, der unsere sehnsüchtigen Blicke beschränkte. Das Chaos rings umher entwirrt sich, in Blau und Gold gemalt wogt das flüssige Element auf und nieder, und dort — welch herzberauschendes

Bild rollt sich vor uns auf! Wer vermöchte es, würdig zu schildern diesen gottbegnadeten Theil der Schöpfung, diese Pracht der im Glanze ewiger Jugend und Schönheit prangenden Natur, die hier all ihren Zauber verschwenderisch über Land und Meer ausgegossen hat! Zu beiden Seiten und hinter uns rauscht die glänzend blaue Fläche des *Marmarameeres*, dessen Küste in der Ferne mit den Wolken verfließt. Wie schwimmende Felsen tauchen dort zur Rechten aus seinen Fluthen die *Prinzeninseln* auf, deren bewaldete Berghäupter malerische Klöster schmücken; darüber ragt auf dem asiatischen Ufer der *bithynische Olymp* empor, das Haupt mit der Stirnbinde ewigen Schnees umwunden. Uns entgegen wälzt der *Bosporus*, zwei Erdtheile trennend und zwei Meere verbindend, seine blauen Wogen in die Propontis. Doch mächtiger noch zieht der Anblick, der sich uns zur Linken, am europäischen Ufer bietet, unser Auge an! Scharf heben sich hier, auftauchend aus einem Meere von Häusern und Gärten, Tausende von hochgewölbten Kuppeln und schlanken Minarehs vom tiefen Blau des Himmels ab. Längs der alten, selbst in ihren Trümmern noch grossartigen *Seemauer*, deren epheuumrankte Zinnen und Thürme wie ein Gruss aus alten längst vergangenen Zeiten zu uns herüberwinken, eilen wir unserm Ziele entgegen. Stolz und unerschüttert schaut dort der mächtige, fast anderthalb Jahrtausend alte Riesenbau der *Aja Sofia* herab auf Land und Meer (Bild p. 16). Auf der Zunge, welche das Land hier zwischen das Marmarameer und das Goldene Horn hineinschickt, lugen aus dem Grün der Cypressen und Platanen die Thürme, Kuppeln und Kioske des *Serai* hervor. Mitten durch die einst so herrlichen Gärten, die sonst neidisch die Rosen weiblicher Schönheit zudringlichen Blicken verbargen, braust jetzt das Dampfross dahin, als Pionier der alle Schranken der Barbarei niederwerfenden Civilisation. Doch schon biegt das Schiff, mit der starken Strömung kämpfend, um die Seraispitze, und ein neues, noch entzückenderes Panorama breitet sich vor unsern Blicken aus. Langsam fährt der Dampfer in den Hafen ein, und mit lang anhaltendem Gerassel sinkt der Anker auf den Grund.

Wir achten nicht auf das Gewimmel von Fahrzeugen aller Art, auf das sinnbethörende Geschrei, das, von lebhaften Gesten begleitet, uns von allen Seiten aus den Booten entgeschallt; wir haben nur Augen für den wundervollen Anblick, der wie mit einem Zauberschlage sich uns eröffnete. Vor uns windet sich die breite Fläche des *Goldenen Hornes* zwischen den beiden Hügelketten hindurch, auf deren Höhen und in deren Thälern in buntem, glänzendem Farbenspiel Häuser und Paläste, Moscheen und Minarehs, Gärten und Friedhöfe, Bäder und Kioske ohne Zahl sich ausbreiten, zur Linken *Stambul*, von zwei Seiten fluthumgürtet und nur gegen Westen mit dem Festlande zusammenhängend, zur Rechten hinter einem Walde von Masten *Galata* und darüber, auf der Höhe, *Pera*, die Stadt der Europäer. Gegen Norden schlängelt sich die uralte Völkerstrasse, der *Bosporus*, eine wundervolle Vereinigung anmuthiger Thäler und üppiger Gärten, malerischer Dörfer und majestätischer Marmorpaläste, moderner Festungen und verfallener Schlösser, lieblicher Kioske und graziöser Minarehs, lachender Fontainen und dunkler Gräber, sonniger Fluren und schattiger Baumgruppen, riesenhafter Platanen und schlanker Cypressen, mächtiger Dampfer und eisenstarrender Kriegsschiffe, flinker Boote und majestätischer Dreimaster. Jenseits, auf dem asiatischen Ufer des Bosporus, klimmt die Häusermasse von *Skutari*, der alten *Chrysopolis*, terrassenförmig an den Bergen empor, und weiter nach Süden lagert sich am Ufer der Propontis das freundliche *Kadiköi* an der Stelle des durch das vierte ökumenische Konzil berühmten *Chalcedon*. Und über all diesen Zauber und diese Herrlichkeit lacht der tiefblaue Himmel hernieder und übergiesst alles mit einem das Auge blendenden Glanz und Schimmer. Ja, die Stadt hat etwas phantastisch Schönes, es ist ein Gemälde, wie man es kaum zum zweiten Mal auf Erden findet, voller Majestät und Lieblichkeit, schöner, als wir es uns zu träumen wagten. Ein Bild der menschlichen Macht, gross und herrlich von aussen, klein und arm von innen, gleicht es seiner italischen Mutter an Hügelzahl und an Verfall!

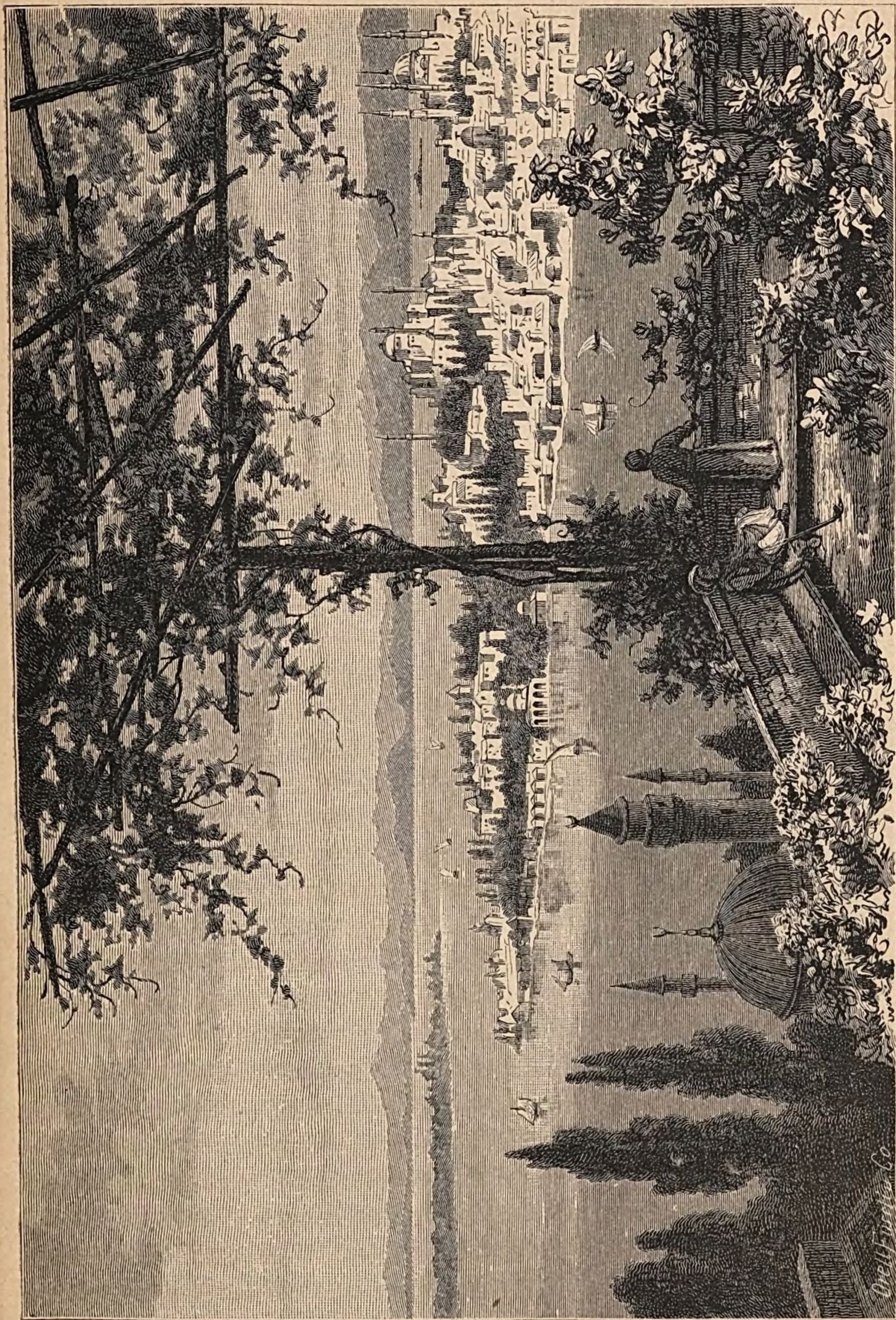
Von der Fülle und dem Glanze der Erscheinungen ge-

blendet, wendet sich unser Auge wieder der nächsten Umgebung zu. Hier hat sich inzwischen ein buntes, echt orientalisches Bild entfaltet. Eine ganze Flotte von Booten drängt und stösst sich um den Dampfer, und kaum ist Pratica ertheilt, so stürzt und klettert eine Menge griechischer, arme-



Armenischer Lastträger.

nischer und jüdischer Gepäckträger und Kommissionäre im wildesten Wirrwarr die enge Falltreppe und die steilen Wände hinauf, ein Babel von Stimmen umtönt uns, das Gepäck wird uns aus der Hand gerissen, und halb ziehen sie uns, halb sinken wir die Treppe hinab. Wir balancieren mit Lebensgefahr über einige vorliegende Boote hinweg, bis wir in das unseres Entführers fallen, fast bewusstlos kommen wir am



Ufer an, schauen verständnisslos den sonderbaren Pantomimen zu, die sich zwischen dem Kommissionär und einer fragwürdigen Gestalt entwickeln, hinter der wir kaum einen Beamten vermuthen; desto verständnissvoller scheint aber der kräftige Händedruck zu sein, mit dem die beiden Biedermänner sich verabschieden — dann umfängt uns ein sinnverwirrendes Menschengewühl in engen schmutzigen Gassen, und endlich, fast wissen wir selbst nicht, wie wir hinaufgekommen, nimmt uns auf der Höhe von Pera Zeus Xenios in Gestalt eines Hoteliers in seine rettenden Arme auf.

Galata — die Brücke — die Mauern.

Stambul, seine Alterthümer, seine Bazare, das Leben und Treiben in seinen Strassen, das ist der Angelpunkt, um den sich seit Wochen, ja Monaten unsere Gedanken drehen. So sehr es uns aber drängt, uns sofort in das orientalische Leben hineinzustürzen, so folgen wir doch dem Rathe erfahrener Landsleute und suchen uns zunächst durch die Besteigung des Galatathurmes und eine Tour um die Mauern über die Situation zu orientiren, um in den folgenden Tagen auf Streifzügen durch das Innere der Stadt den ganzen Zauber des Orients auf uns wirken zu lassen.

Der *Galatathurm* (vide Plan Nr. 43) erhebt sich auf der Grenzscheide von *Pera* und *Galata*. Jenes liegt auf dem Rücken des nördlich vom Goldenen Horn sich erhebenden Vorgebirges und ist fast ausschliesslich von Christen, besonders Franken bewohnt, dieses, das Hafenquartier, zieht sich am Fusse desselben längs der Küste hin. Wir folgen der *Grande Rue de Péra* (vide Plan Nr. 41) abwärts bis zur halben Höhe des Berges. Von hier rechts in die *Rue Kulleh Kappussi* (Thurmthor) einbiegend, gelangen wir nach wenigen Schritten an's Ziel.

Der Thurm wurde 1348 von den *Genuesen* erbaut und bildete den Hauptpunkt einer starken, jetzt zerstörten Citadelle.

Die Errichtung derselben trug nicht weniger als die allmähliche Abnahme der Kräfte und Hülfsmittel der Kaiser dazu bei, den Krieg zwischen den Byzantinern und Genuesen zu beendigen und die Macht der letzteren am Bosphorus zu sichern.

Um das Verhältniss der italienischen Kolonien am Bosphorus zu den Griechen zu verstehen, wird es nöthig sein, an



Der Galatathurm.

dieser Stelle einen kurzen Ueberblick über die Geschichte *Galata's* zu geben. Schon unter Justinian I. begannen italienische Handelsleute sich in Konstantinopel anzusiedeln, und zwar waren es die *Venetianer*, welche hier zuerst Handelsfaktoreien gründeten. Festen Fuss fassten sie aber erst zu Ende des 11. Jahrhunderts, wo sie ausser anderen Privilegien auch freien Handel erhielten. Ihr Stolz und ihre Verachtung der Griechen, wie die Eifersucht der Konkurrenz führten aber bald zu Reibereien mit diesen. Mehr als einmal kam es in der Folgezeit zu erbitterten Kämpfen, unternahmen die Venetianer, durch mannigfache Zuzüge neuer Kolonien verstärkt, von Galata aus, das ihnen die Kaiser zum Wohnsitz angewiesen hatten, bewaffnete Angriffe auf die jenseits des Hafens liegende Stadt.

Seeschlachten in der Nähe der Hauptstadt, Besetzung und Plünderung der Küsten und Inseln und ähnliche Gewaltthaten, von denen die Chroniken jener Zeit erfüllt sind, geben einen Beweis von der Macht und dem Reichthum der italienischen Städte, deren Faktoreien sich bald bis an die Küsten des schwarzen Meeres und ins Innere des Landes erstreckten.

Die Verweigerung eines den Venetianern früher zuge-

sagten Schadenersatzes und das von reichlichen Versprechungen unterstützte Hülfege such des griechischen Kaisers gaben dem *vierten Kreuzzuge*, zu welchem sich damals die Franzosen anschickten, ein ganz anderes Ziel. Gegen die Zusicherung freier Ueberfahrt versprachen sie den Venetianern ihren Beistand. Zudem war der Reichthum und die Pracht der Stadt zu verlockend, als dass die Stimme der Habsucht und des Ehrgeizes nicht bald die innere Mahnung des Glaubenseifers zum Schweigen gebracht hätte. Das persönliche, egoistische Interesse siegte über die heilige Sache, und aus dem Kreuzzuge wurde eine politische Unternehmung.

Und es war nicht das erste Mal, dass die Stadt Kreuzfahrer vor ihren Mauern sah. *Gottfried von Bouillon* hatte 1097 von hier aus seinen Uebergang nach Asien bewerkstelligt. Ihm waren 1147 *Konrad III.* von Deutschland und *Ludwig VII.* von Frankreich gefolgt, und *Friedrich Barbarossa* hatte, nicht ahnend, wie nahe ihm das Ziel seines Lebens gesteckt sei, 1190 den Bosphorus überschritten. Wiewohl ihnen allen die Treulosigkeit der Griechen nicht wenige Hindernisse in den Weg legte, hatte doch Keiner von ihnen der Stadt ein Leid zugefügt. Jetzt fiel sie zum ersten Male in die Hände der Kreuzfahrer. Die Gräuelszenen, wie sie damals von Christen gegen Christen verübt, die Orgien, die im Innern der Heiligthümer begangen wurden, die unerhörte Profanation der heiligsten Dinge, der Vandalismus in der Zerstörung und Verstümmelung der herrlichsten Kunstschatze übertrafen bei Weitem alles das, dessen sich 2¹/₂ Jahrhunderte später die Türken, die andersgläubigen Barbaren des Ostens, schuldig machten. Noch heute zeugen die wenigen einer gänzlichen Zerstörung entgangenen Denkmäler alter Kunst von diesem Kreuzzug der Unwissenheit und Barbarei gegen alles, was den Stempel der Kunst trug. Die *ἀγράμματοι καὶ ἀναλφάβητοι βάρβαροι* liessen den Türken nicht mehr viel übrig, woran sie ihren Zerstörungssinn beweisen konnten. Von den wenigen Schätzen, welche der Zerstörung entgingen, wurden einige, wie die *ehernen Pferde* des *Lysippus*, nach Venedig geschafft, von wo sie, die schon von Griechenland

nach Rom und von Rom nach Byzanz gewandert waren, in unserem Zeitalter von dem neugallischen Imperator auf kurze Zeit nach Paris geschleppt wurden. Doch die Herrschaft der Lateiner sollte nicht nur eine kurz vorübergehende sein. Das reiche Land reizte ihre Habsucht, sie bemächtigten sich fast des ganzen griechischen Gebietes in Europa, und 57 Jahre lang trugen die Griechen das Joch der verhassten Fremden. Dem *Paläologen Michael* gelang es endlich 1261 von Nicäa aus dem *lateinischen Kaiserthum* ein Ende zu machen. Aber ebenso unauslöschlich wie die Spuren ihrer Verwüstung blieb auch der Hass gegen die Lateiner in den Herzen der Griechen. Diese Zeit der Knechtschaft musste die seit der definitiven Trennung beider Kirchen (1054) zwischen ihnen bestehende Kluft nur noch erweitern und die Feindschaft so unversöhnlich machen, dass noch heute jede Möglichkeit einer Vereinigung ausgeschlossen erscheint.

Indessen hatten die Venetianer einen gefährlichen Rivalen in der mächtigen Handelsrepublik *Genua* erhalten. Da die Genuesen von den byzantinischen Kaisern begünstigt wurden, so stieg der Hass zwischen den beiden Städten bald auf's Höchste und brach endlich in erbitterte Kämpfe um die Herrschaft zur See aus. Der Kaiser konnte dieselben nicht verhindern, sondern sah ohnmächtig den Seegefechten unter den Fenstern seines Palastes zu. Der Besitz des Goldenen Horns und des Bosporus musste für die Streitenden von höchster Wichtigkeit sein, sie bildeten den Schlüssel zum schwarzen Meere, und die Zollstationen derselben gewährten dem jeweiligen Besitzer eine bedeutende Einnahme. Als es dann den Genuesen gelungen war, die Venetianer fast ganz aus ihrer Position zu verdrängen, waren sie, durch die zunehmende Schwäche der Regierung immer übermüthiger gemacht, vor allem darauf bedacht, Galata zu vergrössern und zu befestigen. In dem darüber mit den Griechen ausgebrochenen Streit erlitt die Flotte des Kaisers *Kantakuzenos* eine schmachliche Niederlage. Auch ein Bündniss mit seinen alten Feinden, den Venetianern, und eine heftige Seeschlacht, welche auf der ganzen Strecke

zwischen den Prinzeninseln und Therapia wüthete, verbesserten seine verzweifelte Lage nicht. Er musste endlich, zu gleicher Zeit von den Türken bedrängt, das Bündniss mit den Genuesen erneuern, und im letzten Jahrhundert des byzantinischen Reichs wurde der Friede durch keine weiteren Kämpfe mehr gestört. Eigene Obrigkeit und Verwaltung hatte man den Genuesen schon lange vorher zugestehen müssen. Eine mehr als zweifelhafte Rolle spielten diese endlich bei der Einnahme der Stadt durch die Türken. Sicher wenigstens gab der Rückzug der Genuesen jenen die Gewissheit des endlichen Erfolges, und jedenfalls ist der Verdacht berechtigt, dass sie es insgeheim mit den Feinden des Kaisers hielten. So rettete sich Genua unter Anerkennung der türkischen Oberhoheit den Besitz von Galata. Die Nachkommen jenes Geschlechts, welche in der Folgezeit fast ausschliesslich die Stellungen von Dragomanen bei der Pforte und den fränkischen Gesandtschaften übernahmen, hatten als solche Gelegenheit, die Kunst der Doppelzüngigkeit weiter auszubilden.

Die alte Mauer, welche Galata einst umschloss und hart hinter dem Thurm den höchsten Punkt erklimm, ist heute nur noch zum geringsten Theil erhalten. Den Thurm selbst aber, der für militärische Zwecke nicht mehr brauchbar ist, hat seine dominirende Lage vor dem Ruin gerettet, dem die meisten alten Bauwerke geweiht wurden; er beherbergt ebenso, wie der auf der gegenüberliegenden Seite des Goldenen Horns sich erhebende Thurm des Seraskierats, eine Feuerwache.

Unbeschreiblich grossartig ist das Panorama, das sich von der Gallerie des Thurms dem entzückten Auge bietet. Das Vorgebirge, von dessen Höhe wir herabschauen, umfasst die europäischen Vororte Konstantinopels, von denen wir zunächst nur *Pera*, auf dem Gipfel des Berges, und *Galata*, das sich von unserm Standpunkt aus fächerförmig bis an's Ufer hinabzieht, kennen. Die tief in's Land einschneidende Bucht zu unsrer Rechten ist das *Goldene Horn*. Jenseits desselben dehnt sich das unübersehbare Häusermeer von *Stambul* aus. Unsere Blicke schweifen weit über dasselbe hinaus auf die blaue



Propontis, und über diese hinweg nach der *asiatischen Küste*. Gegen Norden aber trennt der *Bosporus* Asien von Europa.

Nachdem wir den Thurm verlassen haben, setzen wir unsern Weg fort, indem wir nach der vom (jetzt niederge-rissenen) Kulleh Kapussi an *Jüksek Kaldyrym* (Hoher Stein-

weg) genannten Verlängerung der Grande Rue de Péra zurückkehren. Diese Strasse, die steil bergab führt, besteht zum grössten Theil aus breiten gepflasterten Stufen, wird aber trotzdem auch von Lasten tragenden Pferden und Eseln begangen. So wohlriechend die Namen sind, die uns hier von den Schildern rechts und links entgegenglänzen (Rosen-, Lilien-, Nelken- und andere Blumenthäger, Namen deutscher Juden, die hier mit ihren Kleidermagazinen die orientalische Tracht zu verdrängen suchen), so beeilen wir uns doch, an's Ufer hinab zu gelangen, um uns in der frischen Seeluft von der übelduftenden Atmosphäre dieser Strassen zu erholen. Doch erst müssen wir uns noch durch den unteren, belebtesten Theil Galata's hindurchschlagen. Das Gewühl, das hier herrscht, spottet jeder Beschreibung. Wir glauben, mitten in eine Handelsmesse gerathen zu sein. Verkäufer der verschiedensten Früchte, Speisen, Geräthschaften, Bekleidungsgegenstände u. s. w. überbieten sich in lärmenden Anpreisungen ihrer Waaren, und wo das Wort nicht mehr zureicht, muss Geberde und Zeichensprache, in der die Orientalen Meister sind, aushelfen. Pferde- und Eseltreiber, die auf ihren Thieren Wasser, Holz, Steine, Schutt, Petroleum, Fleisch u. A. m. transportiren, Rosselenker, deren warnender Ruf: guarda! das allgemeine Gesumm gellend durchbricht, die schreienden Stimmen feilschender und zankender Händler und Käufer, die Rufe der Zeitungsverkäufer und Stiefelwichser, das Signalhorn der nur langsam sich durch das Gedränge windenden Pferdebahn: alles das bewirkt einen sinnbetäubenden Lärm. Armenische Hamals (Lastträger) schwanken schwerbeladen einher, einen kleinen mit Stroh gepolsterten Ledersessel auf dem vorgelegten Rücken, wodurch sie die Tragfläche verlängern (ein starker Mann trägt auf diese Weise 6—8 Zentner), oft auch zu zwei, vier, ja acht, die an langen elastischen Stangen mächtige Fässer und Kisten tragen. Sie vertreten die Stelle unserer Rollwagen und sind unentbehrlich in einer Stadt, wo Lastwagen und Karren fast nicht zu brauchen sind. Die Träger schreiten, im höchsten Falle je vier neben einander, jedoch in

etwas schräger Richtung, in kurzem, raschem Schritt vorwärts. Mittelst dieses einfachen Kunstgriffes, und da sie genauen Takt und Tritt halten, tragen acht von diesen kräftigen Männern eine an ihren Stangen hängende Tonnenlast den steilsten Weg hinauf. Unter ihren wuchtigen Tritten scheint die Erde zu zittern, jede Ader an ihren nackten Waden ist geschwollen, und das Blut ist ihnen in's Gesicht gestiegen. Ein komisches Bild gewähren die griechischen Drehorgelspieler, die ihr Instrument auf den Rücken gepackt haben, während ein anderer hinterher geht und den Handgriff dreht. Im Verhältniss zur Menge sieht man nur wenig altmorgenländische Kostüme, die weite Hose, den langen Kaftan und den Turban, der immer mehr dem Fess weicht. (Ueberhaupt drängt sich uns überall die Beobachtung auf, dass auf dieser Seite des Hafens das orientalische Element stark zurückgedrängt ist. Die Bauart der Häuser und das ganze Leben und Treiben hier erinnert lebhaft an italienische Städte.) Der Anzug des Volkes, der Wasser- und Lastträger, der Tagelöhner und herumziehenden Händler, besteht aus kurzen, rund geschnittenen Jacken, die bei den Wasserträgern von Leder sind, das Beinkleid aus einem oben ganz, unten aber nur in den beiden Ecken offenen, breiten Sacke, dessen Oeffnungen mit Zugschnüren versehen sind. Der nicht geringe überflüssige Stoff schwingt beim Gehen wie ein Fettschwanz zwischen und hinter den Beinen hin und her. Zahlreiche Missgestalten, die längs der Häuserreihen kauern oder auf der Erde sitzen, beleidigen unsere Augen, während die Ohren von einem Dutzend um Almosen flehender Stimmen zugleich bestürmt werden. Bettelnde Derwische, langhaarige, schmutzige, unverschämte Burschen, privilegierte Landstreicher aus Arabien, Buchara und verschiedenen Gegenden Persiens, reichen ihre metallenen Becken in die Läden, mit dem Rufe: Hu, hu (er)! hok, hok (der Unsterbliche)! und zwar mit einer mehr gebieterischen als flehenden Miene. Dort bahnt sich ein vornehmer Effendi den Weg, stolz vom Rosse auf die sich drängende und schiebende Menge herabschauend, während hier ein Kawass in malerischer, reich verschnürter Tracht der hinter ihm schreitenden Herr-

schaft, Damen einer fränkischen Gesandtschaft, Platz macht. Der krumme Säbel und der wohlgespickte Pistolenhalfter geben ihm ein martialisches Aussehen. Ueberall ein Drängen und Schieben und Stossen, ein Durcheinander von Menschen und Thieren, ein Gewimmel der verschiedensten Nationen, Typen und Trachten, so kreuzt es sich in unentwirrbarem Knäuel



und unter ohrenzerreissendem Geschrei durch die schmalen Gassen; es thäte Noth, Augen hinten wie vorn zu haben, um nicht umgerannt und gestossen zu werden. Und wie überhaupt im Süden, so spielt sich auch hier fast alles gewerbliche Leben auf und an der Strasse ab, denn die Läden und Werkstätten sind meist nach der engen Strasse zu offen. Fleischer-, Bäcker-,

Tabak-, Fisch-, Barbier-, Zuckerwaarenläden wechseln in bunter Reihenfolge mit Kaffees, Wechslertischen, Geschäftskomptoirs und Bureaux. In den Gassen, die sich von der Hauptstrasse abzweigen, liegen die Douane, Schiffahrtsagenturen, Hospitäler, Kirchen und Klöster.

Wir lassen uns vom Menschenstrome vorwärts reissen und gelangen so ans *Goldene Horn*, das an dieser Stelle von einer 420 m langen eisernen *Schiffsbrücke* überspannt wird. Das Schauspiel, das uns hier Natur und Menschen bieten, ist eins der interessantesten und grossartigsten der Erde. Fast möchte man glauben, es hätten sich alle Völker des Erdkreises darüber verständigt, hier zusammenzutreffen und sich in einen gemeinsamen Strom zu vereinen, dessen Quellen unerschöpflich zu sein scheinen. Wie in einem Kaleidoskop wechseln hier die buntfarbigsten Bilder in schneller Reihenfolge, so dass das Auge kaum folgen kann. Neben dem Albanesen in der weissen Fustanella, mit dem Handschar und den Pistolen im Gürtel, dem rothen Fess mit lang herabhängender blauer Troddel auf dem stolz erhobenen Haupte, reitet auf behende trabendem Esel mit würdiger Miene ein Alttürke einher, bald überholt von einem Tscherkessenoffizier, dessen hohe, edel gewachsene Gestalt, in den langen, auf der Brust mit Patronen gespickten Waffenrock gekleidet, als Ideal männlicher Schönheit erscheint. Hinter der eleganten Equipage, aus deren Inneren türkische Frauen in buntfarbigen, seidenen Mänteln und weissen Schleiern neugierig hervorlugen, reitet ein missgestalteter Eunuch, und scheu weicht der Hebräer in altjüdischem Kostüm zur Seite. Fränkische Geschäftsleute eilen, ohne auf das bunte Gewimmel zu achten, nach ihren Komptoirs in Mahmud Pascha, und die geborgten Kinder der griechischen Bettlerin, die ihnen mit offenen Händen nachlaufen, geben bald die Verfolgung auf. Hier entspinnt sich zwischen armenischen Hamals ein Wortwechsel, weil keine von beiden Parteien ausweichen will. Wäre bei diesen Naturburschen der Sinn für Galanterie mehr entwickelt, so würde die Entscheidung nicht schwer sein, denn ihre armen Kollegen seufzen unter der süssen Last einer korpulenten, mit

Brillanten behängten armenischen Dame, die stolz in die seidenen Kissen der Portechaise hingegossen liegt. Dort wirft ein alter Türke im Musselinturban und blauen Kaftan der prächtigen Auffahrt einer fränkischen Gesandtschaft in Galauniform scheele Blicke zu, die ebenso gut jener Truppe von Persern gelten könnten, hochgewachsenen Gestalten im langen, schwarzen Kaftan, grünen Untergewand und hohen, schwarzen Kalpak. Mit heiserer Stimme heischt dort eine Zigeunerin von einem katholischen Priester in Ordenstracht „Bakschisch“, um im nächsten Augenblick, bessere Beute erspähend, sich an den Schlag eines prächtigen Wagens zu drängen, aus welchem ein hoher Würdenträger die ehrfurchtsvollen Grüsse der Vorübergehenden erwidert. Aus dem Sack, den sie auf dem Rücken trägt, blitzt neugierig ein dunkles Kindesauge hervor. Zur Rechten und zur Linken steigen Passanten zur Landungsbrücke hinab, um sich auf den Lokaldampfern nach dem Goldenen Horn oder dem Bosphorus einzuschiffen. Türkische Frauen aus dem Volke kauern am Brückengeländer und starren durchs Gitter auf das bunte Gewühl der Schiffe und Boote zu ihren Füßen. Inselgriechen, von Kopf bis zu Fuss in reichgestickter Tracht mit Troddeln und vergoldeten Knöpfen, Bulgaren, Montenegriner, Kroaten, Drusen, Kurden, Sudanesen, schlanke Beduinen in weissen, wallenden Gewändern, türkische Soldaten in ihrer kleidsamen Zuavenuniform, Mekkapilger aller Nationen des Orients, armenische Priester mit dem langen, vom Kalpak herabwehenden Schleier, Franken, kurz, alle Hautfarben von dem Milchweiss Albaniens bis zum Rabenschwarz Centralafrikas und dem Blauschwarz des Sudans — so wogt es durcheinander, eine nie rastende Völkerwanderung. Ermüdet wenden wir das Auge ab und eilen dem Ende der Brücke zu.

Diese mündet auf einen freien Platz, den *Balukbazar* (Fischmarkt), an dessen südlicher Seite sich in kolossalen und doch graziösen Formen die *Jeni Dschami* (Neue Moschee; Bild p. 32) erhebt (vide Plan Nr. 1). Doch wir wenden uns sofort rechts in die enge Seitengasse, welche der alten *Stadtmauer* entlang führt. Dieser nördliche Theil der Mauer, der in Folge vieler



Ein Beduine.

Neubauten, besonders seit der Eröffnung der rumelischen Eisenbahn die meisten Lücken aufweist, zieht sich von der Seraispitze längs des Goldenen Hornes durch türkische, jüdische und endlich durch das griechische Viertel des Fanars (vide Plan Nr. 16) bis an die Grenze der Vorstadt Ejub. Fast alle hundert Schritte springt aus der hier ungefähr 7 m hohen, zinnengekrönten Mauer ein Thurm hervor, und seine Inschrift belehrt uns, dass „Theophilos, der Autokrator in Christo“ diese Strecke erneuerte. An halbzerfallenen Holzhäusern, deren vieleckiges Aeussere aller Architektur Hohn spricht, an steinernen Khans, an Moscheen mit schlanken Minarehs und wildromantischen Friedhöfen vorüber, zwischen langen Reihen offener Werkstätten und Verkaufsläden hindurch, die Mauer, welche von Zeit zu Zeit ganz hinter den Häuserreihen verschwindet, immer zur Linken, hier und da einen freien Ausblick auf das Goldene Horn und die gegenüberliegenden Vorstädte gewinnend, so verfolgen wir unseren immer parallel dem Hafen laufenden Weg. Er führt uns am südlichen Endpunkte der zweiten, der sogenannten *Alten Brücke* vorüber. In dieser Gegend stiess die ältere, von Konstantin d. Gr. erbaute Mauer auf die Hafenmauer. Der Umfang der Stadt war also damals bedeutend geringer. Das *Fanar* mit dem griechischen Patriarchat und der neuen, schon von weitem ins Auge fallenden Nationalschule, das wir dann zunächst passiren, zeigt nur noch wenige Spuren von dem Glanze der früheren fanariotischen Familien. Ueber dem Thorweg des Patriarchats wurde beim Ausbruch der griechischen Insurrektion das ehrwürdige Haupt der orientalischen Kirche aufgehängt, und von hier aus wurde der entseelte Körper von den Juden durch den Koth gezogen und ins Wasser geworfen. Zu den Reliquien der Kirche gehört die Säule, an welche Christus bei seiner Geisselung gebunden sein soll, und die kostbare, mit Perlmutter ausgelegte Kanzel, auf der Chrysostomos seine beredten Homilien vortrug.

Die griechischen Unterthanen der Pforte, denen wir hier wohl einige Worte der Charakteristik widmen dürfen, haben mit den Griechen des Mutterlandes fast nur den Namen, die

Sprache, die aber hier durch fremde Zusätze stark korrumpirt erscheint, und die unliebenswürdigen Eigenschaften des Nationalcharakters gemein, vor allem das unruhige, unbeständige Wesen, die Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, die Ueberschätzung des eigenen Werthes. Nichts Anziehenderes, Zuvorkommenderes, Einschmeichelnderes als das Wesen eines Griechen, so lange er etwas zu erhalten wünscht; nichts Undankbareres, Hochmüthigeres als sein Betragen, nachdem er seinen Zweck erreicht hat. Dabei beherrscht ihn ein grenzenloser Aberglaube, der durch die unglaubliche Unwissenheit der niederen Geistlichkeit beständig genährt wird und der selbst in den gebildeten Ständen noch nicht ausgerottet ist. Und auch das „*Graecis nulla fides*“ gilt noch heute im vollen Umfange. Ihre Verschlagenheit, Verlogenheit und Uebervorthellung im Handel machen sie zu bedenklichen Konkurrenten der Juden und Armenier. Die unteren Klassen der griechischen Bevölkerung aber, besonders in den christlichen Vorstädten, bieten zum grossen Theil ein Gemälde von Liederlichkeit und Verworfenheit, wie es abschreckender kaum gedacht werden kann.

Bei der Belagerung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer hatte die Hafenseite den Sturm der Venetianer auszuhalten, während die Franken auf der Landseite angriffen. Das vorderste Schiff war das des Dogen *Dandolo*, eines neunzigjährigen blinden Greises; er stand auf dem Vordertheil, eine hohe und ehrwürdige Gestalt, in voller Rüstung; vor ihm war die Fahne des hl. Markus entfaltet, und der erste am Ufer war er.

Ehe wir nun, dem Laufe der Mauer folgend, die südliche Richtung nach dem Marmarameere einschlagen, machen wir noch einen kurzen Abstecher nach der am oberen Theile des Goldenen Hornes gelegenen Vorstadt *Ejüb*. Die Hauptmoschee dieses Ortes steht bei den Türken in so heiligem Ansehen, dass es jedem Nichtmuselman aufs strengste untersagt ist, selbst den Vorhof derselben zu betreten. Sie erhebt sich nämlich neben dem Grabe des *Abu Ejüb* (Hiob) *Ansari*, des Fahnenträgers des Propheten, der bei der ersten Belagerung Konstantinopels durch die Araber im Jahr 672 hier gefallen sein soll.

Die Wiederauffindung seines Grabes durch die Vision eines Molla hob im Jahr 1453 den tiefgesunkenen Muth der Belagerer, und nach der Eroberung der Stadt suchte Muhamed II. durch die Erbauung dieser Moschee dem Heiligen seine Dankbarkeit zu beweisen. Der elegante Stil des aus weissem Marmor errichteten Gebäudes lässt auf eine kostbare innere Ausstattung schliessen. Die Heiligkeit der Dschami wird noch dadurch erhöht, dass in ihrem Innern die Sultane nach der Thronbesteigung mit dem Schwerte Osmans, des Gründers der Dynastie, umgürtet werden, und sie erstreckt sich auch auf das ausgedehnte Gräberfeld in der Umgebung, das an Pracht der Denkmäler und Turbehs (Mausoleen) selbst den grossen Friedhof von Skutari übertrifft. Mit letzteren sind zahlreiche wohlthätige Stiftungen, wie Brunnen und Armenküchen verbunden. Vor allem sind es Prinzen und Wesire, hohe Beamte und Geistliche, die im Schatten eines dichten Cypressenwaldes hier ruhen. Einige der Gräber sind mit Drahtgittern eingefasst, alle von blühenden Gesträuchen belebt. Die Fruchtbarkeit des hier angeschwemmten Landes gibt der ganzen Umgebung eine besonders reiche Vegetation. Nichts kann die Ueppigkeit übertreffen, in der die Bäume und Früchte hier blühen und reifen. Die Blumen erfüllen die Luft mit den lieblichsten Wohlgerüchen, und die Nachtigall entzückt unser Ohr mit ihren zärtlichsten Melodien. Fast scheint es, als habe Allah auf diese Ruhestätte eines Auserwählten allen Reichthum der Natur gehäuft. Die Aussicht, die wir von der Höhe des am Bergabhange liegenden Friedhofes geniessen, ist, wenn auch nicht so ausgedehnt und grossartig, so doch malerischer und lieblicher als die vom Galatathurm.

Von der Todtenstadt lenken wir unsere Schritte zurück nach dem heute *Aivan Serai* genannten Viertel, in dem sich ehemals der ausgedehnte Gebäudekomplex des *Blachernenpalastes* (vide Plan Nr. 18) erhob. Die Landmauer, die, beim Schlosse der sieben Thürme am Marmarameer beginnend, Konstantinopel gegen das Festland abschliesst und sich hier mit der Hafenmauer vereinigt, ist in diesem vorderen Theile jüngeren

Ursprungs. Unter der Regierung Theodosius II. wurde nämlich im Jahre 413 die bis zum Hebdomonpalast führende Doppelmauer, die noch heute steht, errichtet. Von hier aus wandte sie sich aber direkt in östlicher Richtung zum Hafen hinab. Ungefähr 200 Jahre später aber zog Kaiser Heraklios auch das Blachernenquartier in den Ring der Befestigung, indem er vom Hebdomonpalast (vide Plan Nr. 19) aus um jenes Viertel herum eine einfache Mauer zum Hafen hinabführte und die ältere Strecke abtrug. Vom Blachernenpalast, dessen verschwenderische Pracht die Kreuzfahrer noch schauten und beschrieben, wahrscheinlich aber auch zum grössten Theil vernichteten, von seinen Hallen, Kirchen und Bädern ist fast jede Spur verschwunden. Unter den gewaltigen *Thürmen*, deren Konstruktion an Höhe und Festigkeit die übrigen weit übertrifft, fällt besonders der des Kaisers *Isaak Angelos* durch seine Grösse auf. Mehrere sich daran schliessende Gewölbe, gewöhnlich als *Gefängniss des Anemas* bezeichnet, standen mit dem Palast in unterirdischer Verbindung und dienten als Kerker und Marterkammern für die unglücklichen Opfer byzantinischer Tyrannei. Von der Aussenseite ist es schwierig hier bis an den Fuss der Mauer zu gelangen, da verwilderte Gärten und Aecker, die von der Strasse durch Mauern von Feldsteinen abgeschlossen sind, es verhindern. Innerhalb der Stadt aber ist sie theilweise durch angebaute Häuser verdeckt oder durch Grundstücke abgeschnitten, zu denen man keinen Zutritt erhalten kann, da sie von Türken bewohnt sind. Von hier an steigt die Mauer ziemlich steil am Berge empor bis zum *Egri Kapu* oder dem krummen Thor (vide Plan Nr. 21), der alten *Porta Kaligaria*, die im Jahre 1453 von einem Deutschen, Namens Grant, tapfer gegen die anstürmenden Türken vertheidigt wurde. Auf der Höhe des Hügels wendet sich die Mauer im rechten Winkel nach Südosten und findet einige hundert Schritte weiter in südwestlicher Richtung durch die Mauer des Theodosius ihre Fortsetzung. In diesem Winkel erhebt sich der einzige grössere Rest dieses einst an herrlichen Gebäuden und Kunstwerken so reichen Stadttheiles, ein *Palast*, den einige *Konstantin dem Purpurborenen* zuschreiben,



früher nach dem (7.) Hügel, auf dem er steht, das *Hebdomon*, von den Türken aber *Tekfur Serai* genannt. Noch heute ist er drei Stockwerke hoch, von denen aber die untersten beiden hinter der Mauer verschwinden, so dass von aussen nur das oberste sichtbar ist. In diesem tritt auf der nach der Stadt zugekehrten Seite ein Erker hervor, der eine wunderbare Aussicht auf das Goldene Horn bietet.

Das Innere gewährt heutzutage einen trostlosen Anblick, denn nur die Umfassungsmauern sind erhalten, Decke und Fussboden fehlen gänzlich. Die Aussenseite ist mit zierlichen, in die Ziegel eingelegten Mustern geschmückt. Auf der vor dem Palast gelegenen Fläche, dem *Campus*, war das Tribunal, wo die feierliche Ausrufung des neuen Kaisers stattfand.

In der Nähe des Hebdomon befand sich eine kleine unterirdische Pforte, *Kerkopoporta*, die nach dem Bericht des Dukas bei der Eroberung der Stadt zu trauriger Berühmtheit gekommen sein soll. „Denn während alle Griechen“ — so erzählt er — „mit ihrem Kaiser dem Feinde tapfer widerstanden und alle Kräfte anstrebten, um ihn zurückzutreiben und den Angriff von der Bresche bei Top Kapu (vide Plan Nr. 22) abzuschlagen, führte Gottes Rathschluss den Feind auf einem anderen Wege herein: die Türken hatten diese unterirdische Pforte gefunden, drangen ungefähr fünfzig an der Zahl durch sie ein und tödteten die Posten. Als die Griechen, welche vor der Mauer kämpften, die Türken hinter sich sahen, ergriffen sie die Flucht und zogen sich in Unordnung und unter einem fürchterlichen Kampf in die Stadt zurück, während die Sieger ihnen auch hier nachdrangen, sich in der Stadt verbreiteten und alles tödteten, was sie fanden.“

Wie oft die fast 5 km lange *Doppelmauer* des *Theodosius*, die, wie schon gesagt, hier beginnt, durch die zerstörende Kraft der Menschenhand und der Natur, besonders durch Erdbeben zerstört und wieder aufgebaut wurde, davon berichten die Namen Theodosius, Leo, Justinian, Heraklius, Theophilus u. a., die noch manche Inschrift an ihren Thürmen nennt. Ihr Anblick ruft eine unendliche Reihe von Erinnerungen an

schwere Kämpfe, untergegangene Völker und verschwundene Generationen in uns wach. Die innere Mauer ist der höhere und imposantere, von 118 Thürmen flankirte Bau und von der äusseren durch einen weiten Zwinger geschieden. Der breite Graben wurde in Kriegszeiten mit Wasser gefüllt und an den bergigen Stellen durch steinerne Quermauern in kleinere Bassins eingetheilt; heute haben ihn zum grössten Theil fleissige Bulgaren in Gemüsegärten umgewandelt. Zwischen ihm und der äusseren Mauer liegt wieder ein ca. 16 *m* breiter Raum, der gegen den Graben mit einer mannshohen, auf der Eskarpe aufgemauerten und krenelirten Brustwehr geschützt ist.

Die Thürme der inneren Mauer, die nur 48 *m* von einander entfernt und theils rund, theils vier- oder achteckig sind, überragen die 15—20 *m* hohe Mauer noch um ein Bedeutendes, während die äusseren viel niedriger sind. An Stelle der hölzernen, leicht abbrechbaren Brücken, welche zur byzantinischen Zeit die Gräben überspannten, haben die Türken vor den Hauptthoren steinerne erbaut.

Bergauf, bergab zieht sich diese unabsehbare Doppelinie; bald scheint sie, in eine Thalsenkung hinabsteigend, in die Erde zu versinken, bald hebt sie sich auf der Spitze eines Hügels scharf vom blauen Grund des Himmels ab, unendlich vielgestaltig in den Formen ihrer Ruinen, an vielen Stellen von einer üppigen Vegetation überwuchert, die sich in ihren Spalten emporschlingt, durch die Zinnen in zierlichen Guirlanden zurückfällt und wieder hinaufsteigt bis zur Höhe der Thürme. Hier und da hat sich ein vom Wind hinaufgetragenes Körnchen zwischen den Zinnen zu einem kräftigen, weitschattigen Baum entwickelt, dessen Wurzeln sich in die Ritzen der Mauer zwängten und jetzt die Steine wie Eisenklammern zusammenhalten. Fast keiner der gewaltigen Trotzer ist unversehrt; hier ist einer eingestürzt, und im Graben liegen Mauerstücke von mehreren Kubikmetern Inhalt, die trotz des Falles nicht geborsten sind; dort ist nur die Mauerkrone vom Haupt gefallen, während die breiten, klaffenden Risse in den kümmerlichen Resten eines nur noch dreiseitigen Thurmes

jeden Augenblick den Einsturz befürchten lassen. Von Zeit zu Zeit öffnet sich eine breite alte Bresche wieder, die, obwohl nach der Eroberung der Stadt geschlossen, doch den wiederholten Erdbeben nicht Stand gehalten hat, noch heute ein beredtes Zeugniß von der Wuth ihrer Angriffe. Alles ist kolossal, wild, verworren, voller Majestät und Grösse, von erhabener und doch Trauer erweckenden Schönheit, die durch die Einsamkeit und Verlassenheit der Gegend, durch die Grabesstille unter den schweigenden, düsteren Cypressen nur erhöht wird. Sähe man nicht hier und da über der langgedehnten Linie den Halbmond auf der Spitze eines Minarehs glänzen, der uns daran erinnert, dass der Islam hier seine Hauptstadt hat, man dächte nicht mehr an das Stambul des 19. Jahrhunderts; man steht vor der Stadt Konstantins, man athmet die Luft des fünften und fühlt sich in die furchtbare Katastrophe des fünfzehnten Jahrhunderts versetzt. Nur wer den unauslöschlichen Eindruck, welchen dieses selbst in seinen Ruinen noch imposante Bauwerk auf den Beschauer ausübt, genossen hat, begreift das bewundernde Lob des Manuel Chrysoloras, welcher die Mauern Konstantinopels denen Baby-lons zur Seite stellt.

Auf der rechten Seite des Weges, der uns längs der Mauern führt, erstreckt sich, das Bild der Verwüstung und Vernichtung vervollständigend, eine fast ununterbrochene Reihe von Gräbern. Meist sind es muhamedanische, die übrigen griechische und armenische Friedhöfe, in dem diesen Orten des Todes im Orient eigenen Zustand der Verwilderung, in welchen sie weniger gänzliche Vernachlässigung als die hier allgemein herrschende Gewohnheit, sie als Tummelplatz für Alt und Jung zu benutzen, versetzt. Bezeichnete nicht das ernste Düster der Cypressen den Ruheplatz zahlloser Geschlechter, man wäre versucht, sie aus der Ferne für wüste Trümmerhaufen zu halten.

Links Thurm an Thurm, rechts Grab an Grab — so scheint sich der Weg in's Endlose zu dehnen. Doch jetzt gelangen wir vor ein schönes, von zwei mächtigen Thürmen

flankirtes Doppelthor, ehemals *Porta Polyandri*, heute *Edreneh Kapu* oder Adrianopler Thor (vide Plan Nr. 21). In der Nähe dieses Thores liegt die in künstlerischer Beziehung hochinteressante *Kachrijeh Dschami*, die frühere griechische Kirche *Chora*, von Kaiser Justinian gestiftet (vide Plan Nr. 20). In der letzten Zeit des Reiches wurde hier das berühmte, angeblich vom Evangelisten Lukas gemalte wunderthätige Bild der Wegweiserin (Hodegetria), der Jungfrau Maria, aufbewahrt. Bei der Eroberung war diese Kirche als eine der ersten der Wuth der Osmanen ausgesetzt. Die Janitscharen fielen über das Bild her und zerhieben es in vier Stücke. Ein Glück aber ist es, zu nennen, dass sie ihre Wuth nicht in ebenso barbarischer Weise an den kostbaren Mosaiken und Fresken ausliessen, die wohl an Ausdehnung, aber nicht an Sorgfalt der Ausführung und Natürlichkeit des Ausdrucks von denen der Aja Sofia überboten werden. Zwar ist hier wie dort der grösste Theil der Bilder übertüncht, aber die erhaltenen sind von einer dem steifen, eckigen, byzantinischen Stil sonst durchaus fremden Schönheit, so dass man eher einen italienischen Meister als einen Byzantiner für den Urheber derselben zu halten geneigt ist. Da nur das Hauptschiff für den muhamedanischen Kultus eingerichtet ist, so haben wir der landesüblichen Trägheit, die es für überflüssig hielt, auch die in der Vorhalle und dem rechten Seitenschiff befindlichen Bilder mit Kalk zu verdecken, die Erhaltung der letzteren zu verdanken. Gegenstände dieser musivischen Darstellungen sind Bilder aus dem Leben Jesu, besonders wirkungsvoll das lebensgrosse Bildniss des Heilands. Die Freskomalereien der Seitenhalle sind leider sehr unvollkommen erhalten.

Unweit des Adrianopler Thores, zu dem wir jetzt zurückkehren, hatte im Jahr 1453 Muhamed der Eroberer sein Hauptquartier aufgeschlagen. Von hier aus leitete er die Angriffe seines mehr als zwanzigfach den Streitkräften der Belagerten überlegenen Heeres, das von allen Seiten diese grandiosen Schutzwehren der Grenzfeste zweier Erdtheile bestürmte. Uermüdlich thätig, bot er alle Hülfsmittel der alten Kriegs-

kunst auf, Belagerungsthürme, Sturmböcke, Schleudermaschinen, Minen u. s. w. Und selbst das Schiesspulver, dessen Anwendung zu Belagerungszwecken kaum erst im Westen aufgekommen war, sollte ihm behülflich sein. Von dem Ungarn Urban hatte er ein Geschütz giessen lassen, das Steinkugeln von 6 Zentnern schoss. Es zersprang aber und tödtete den Verfertiger. Zwei ähnliche Riesengeschütze konnten nur siebenmal des Tages geladen und abgefeuert werden. Die ersten Angriffe, die sich besonders gegen das Thor des h. Romanus richteten, waren jedoch ganz erfolglos, und zu gleicher Zeit erlitt das starke türkische Geschwader durch fünf Galeeren, welche der Stadt Hülfsstruppen und Lebensmittel zuführten, eine gänzliche Niederlage. Die Leidenschaft des Sultans, der zu Pferde am Ufer hielt, offenbarte sich in den Bewegungen seines Körpers; als wäre er Herr der Natur, spornte er sein Ross in die Fluth, mit deren Brausen seine Donnerstimme kämpfte. Doch seine furchtbar gelichtete Flotte wendete sich zur Flucht.

Schon forderten mehrere Stimmen in der Umgebung des Sultans die Aufhebung der Belagerung, da weckte die Aufindung des Grabes und des Säbels Ejubs die Begeisterung der Türken von Neuem. Aber auch den Belagerten hatte die siegreiche Abwehr den Muth erhöht, und Kaiser *Konstantin* hörte nicht auf, die Tapferen zu entflammen und die Aengstlichen zu ermuthigen. So gingen die Tage dahin, und jeder brachte neuen Kampf. Schon waren fast 50 Tage und Nächte voll Kampf und Aufregung verflossen, da bot der anbrechende Morgen den Griechen eine bittere Ueberraschung. Sie hatten, wie immer in Kriegszeiten, die Einfahrt in's Goldene Horn durch eine eiserne Kette abgesperrt, welche sie von Galata bis zur Seraispitze gezogen hatten. Und doch beleuchtete jetzt die aufgehende Sonne die Wimpel türkischer Fahrzeuge mitten im Hafen. Anfangs glaubte man, die Barbaren hätten, wie einst die Kreuzfahrer, die Kette gesprengt. Bald aber erfuhr man die Wahrheit. Im Schatten der Nacht hatten die Belagerer auf einer aus Brettern geschaffenen und mit Fett geglätteten

Bahn mit Hülfe von Flaschenzügen und Winden die Schiffe aus dem Bosphorus über das Land in den Hafen transportirt. Nach der gewöhnlichen Annahme soll dies von Beschiktasch aus geschehen sein, während andere nach Moltke's Vorgang der Meinung sind, dass man den schwierigen Uebergang auf dem zwar längeren, aber bequemerem Weg durch das Thal von Baltaliman über den Bergrücken hinweg und abwärts durch das Thal von Kiat-Haneh bewerkstelligt habe, da der das letztere durchströmende Barbyses (heute „die süßen Wasser“ genannt) für kleine Fahrzeuge schon schiffbar war.

Verzweiflung ergriff die Griechen bei diesem Anblick. Inzwischen waren auch vier Thürme unweit des *Thores* des *h. Romanus*, des heutigen *Top Kapu* (Kanonenthor), in der Senkung des *Lykusbaches*, der zwischen diesem und dem Adrianopler Thor in die Stadt eintritt, niedergeworfen worden. Hier lag das jetzt vermauerte Thor *Pempte* (das fünfte). Wie heftig der Kampf hier tobte, beweisen die vielen Breschen der Mauern und Thürme, an welchen die Geschütze der Belagerer furchtbare Verheerungen anrichteten. Jetzt haben auf der Innenseite der Mauer Zigeuner ihre elenden Zelte aufgeschlagen und ihre Holzbaracken gleich Schwalbennestern an Mauern und Thürme geklebt.

Der 29. Mai 1453 war der 53. Tag der Belagerung und der letzte in der tausendjährigen Dauer des griechischen Kaiserreichs. Gewaltig war das letzte verzweiflungsvolle Ringen. Zur See und zu Lande, die ganze Linie entlang, wurde auf's Erbittertste gekämpft. Schon war der Graben vor der Bresche von den Leibern der Todten und Sterbenden überbrückt. Da wurde *Giustiniani*, der Anführer einer kleinen Schaar lateinischer Freiwilliger, verwundet, und so heldenmüthig er bisher mitgekämpft hatte, so benutzte er dies doch, da er die Unmöglichkeit der Rettung einsah, als Vorwand, um über das Goldene Horn nach Galata zu entweichen, „vergangenen Ruhms und künftiger Schmach vergessend“. Der Sultan selbst feuerte mit einer eisernen Keule in der Hand seine Janitscharen an, und wilder entbrannte der Kampf. Noch hielten die Christen

Stand, da erhob sich plötzlich, zuerst in der Front, und bald auch in ihrem Rücken von den durch die Kerkoporta eingedrungenen Osmanen gellendes Triumphgeschrei: die christlichen Reihen waren durchbrochen. Als der Kaiser alle Hoffnung auf Sieg verschwunden sah, rief er: „Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele!“, warf den kaiserlichen Purpur ab, focht, bis ihn eine unbekannte Hand in's Herz traf und wurde unter einen Haufen von Erschlagenen begraben. Als man seinen Leichnam gefunden hatte, schnitt man ihm den Kopf ab und rollte diesen vor die Füße des Reiterstandbildes Justinians, ein Hohn, dessen ganze Tiefe nur gefühlt werden kann, wenn man weiss, dass den Triumphatoren des Ostens der Wunsch zugerufen wird, dass sie die Köpfe ihrer Feinde unter die Hufe ihrer Rosse treten sollen. Der Leichnam aber wurde ehrenvoll bestattet. Eine einfache Lampe, von der Regierung mit Oel versehen, wird noch jetzt jeden Abend über seinem Grab angezündet.

Drei Tage lang erfüllte Mord, Plünderung und Zerstörung die unglückliche Stadt. Eine dichte Menschenmenge hatte in der Aja Sofia Schutz gesucht, aber der heilige Ort rettete sie nicht vor der Wuth der rohen Sieger. Die Männer wurden niedergemetzelt, die Frauen und Kinder in die Gefangenschaft abgeführt. Die Gesamtzahl der Gefangenen betrug 60,000. Auf dem Hochaltar des Tempels der göttlichen Weisheit verrichtete der wilde Eroberer, das Antlitz nach Mekka gewendet, sein Gebet, und sein Wort verwandelte die christliche Kirche zur Moschee.

Noch immer dehnen sich unabsehbar weit die cyklopischen Formen der Mauer vor unseren Augen. Die Gräberreihen und Cypressenwälder, die sie begleiten, machen nur selten einem Derwischkloster, einem Brunnen, einem Weingarten oder einem einsamen Kaffeehaus Platz. Weiter hinaus erstreckt sich meilenweit eine trostlose Steppe, die man stundenlang durchstreifen kann, ohne auf ein menschliches Wesen zu stossen. Wir passiren das *Mewlewhane Kapu* (vide Plan Nr. 24) und gelangen in kurzer Zeit zum Thor von *Selymbria* oder *Silivri Kapussi* (vide

Plan Nr. 25). In der Nähe des letzteren befindet sich das Grab des berühmten *Ali Pascha von Janina*, dessen Aufstand das Signal zum griechischen Befreiungskampfe gab.

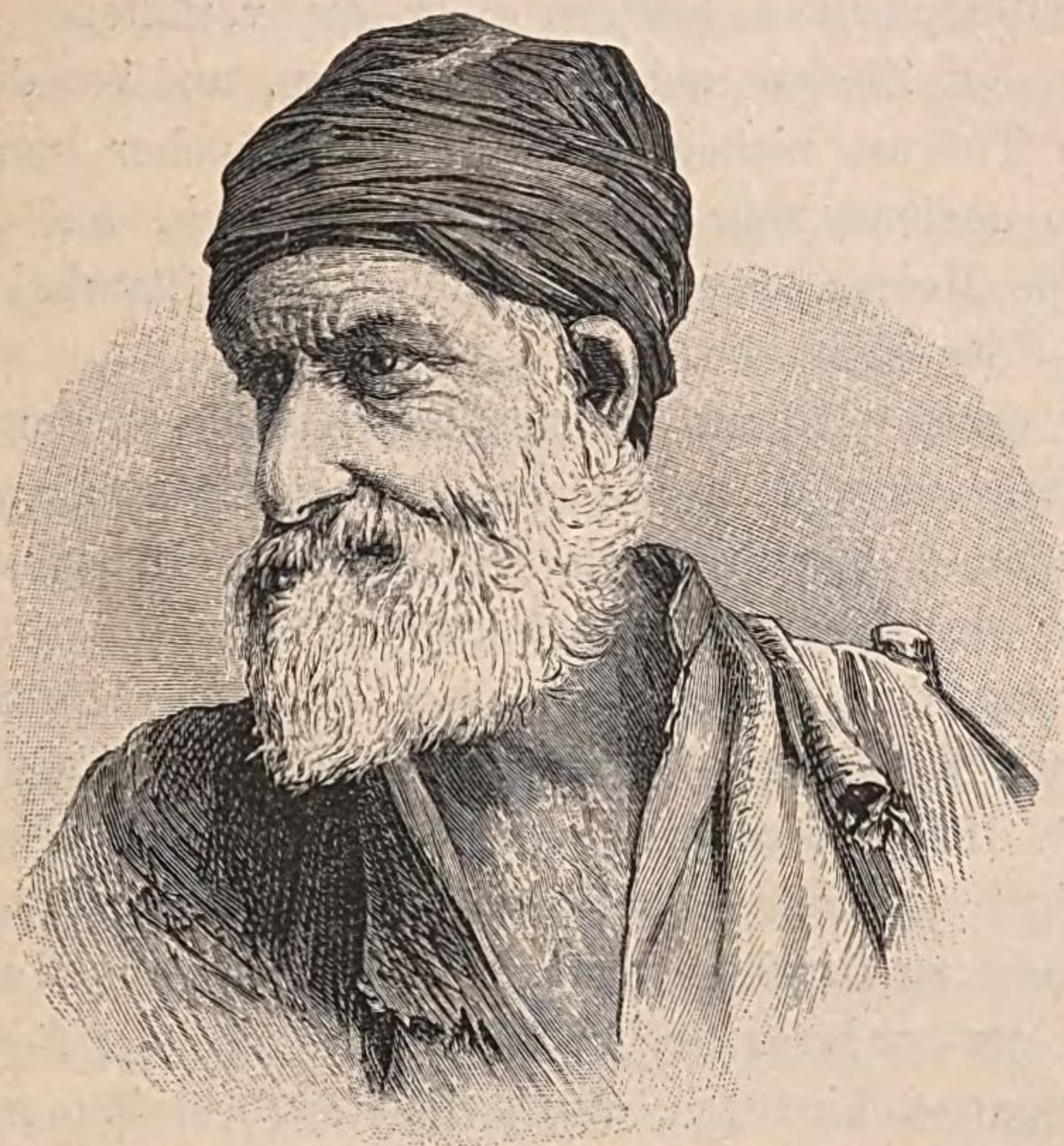
Endlich taucht in der Ferne die blauglänzende Fläche des Marmarameeres auf! Wir beschleunigen unsere Schritte und gelangen bald an das Schloss der *Sieben Thürme*, *Jedikuleh*, das *Heptapyrgon* oder *Kyklobion* der Byzantiner, das



Ein Einsiedler

von Muhamed II. im Jahre 1468 aus den Trümmern neu aufgebaut wurde (vide Plan Nr. 26). Von den Thürmen, welche dem Schloss den Namen gaben, stehen heute nur noch vier. Das Ganze bildet ein Fünfeck. In der Mitte der gegen den Graben gekehrten Seite flankiren zwei mächtige viereckige Thürme, welche aus grossen, ohne Mörtel zusammengefügtten Marmorquadern errichtet sind, ein mit korinthischen Säulen geschmücktes Thor, die äussere *Porta aurea* der Stadt, durch welche die Kaiser

im Triumph einzogen. In der ältesten Zeit mit herrlichen Bildwerken geschmückt, war es schon lange vor der Eroberung vermauert und gestattet auch heute noch nur durch eine kleine unscheinbare Pforte den Durchgang. Denn nach einer alten Prophezeiung sollen die Christen an dem Tage, wo sie Konstantinopel wieder erobern werden, durch dieses Thor in die Stadt einziehen. Heute bildet den Zugang zur Stadt das



Türkischer Bettler.

wenige Schritte davon gelegene *Jedi-Kuleh-Kapussi*. In dem südlichen der beiden Quaderthürme war das fürchterliche Gefängniss des *Blutbrunnens*, von keinem Sonnenstrahl erhellt, kalt und finster wie die Nacht, wo selbst die Spuren des Blutes in grauser Finsterniss unsichtbar sind. In denselben wurden die Köpfe der Hingerichteten hinabgeworfen, ein Seitenstück zu den Schädelpyramiden, welche die Grausamkeit morgenländischer Eroberer als Meilenzeiger ihrer Siegesbahn

errichtete. Später diente das Schloss zum Gefängniss für die Gesandten fremder Mächte, mit denen die Pforte im Krieg lag. Heute aber bietet dieser Tower Konstantinopels, diese Bastille der Tyrannei, so reich an schmerzlichen und schrecklichen Erinnerungen, ein Bild des Verfalls des ganzen Staates. Eine üppig wuchernde Vegetation hat Besitz ergriffen von dem grössten Theil des Hofes, hohe Cypressen und Platanen beschatten eine halbzerfallene Moschee und einige niedrige Hütten, kecke Schlingpflanzen klettern über die verfallenen Treppen empor zu den Zinnen und Schiessscharten, und von der Brustwehr der Thürme nicken wilde Lorbeersträucher herab. Von der Höhe geniesst man eine herrliche Aussicht auf die weite Fläche des Meeres, einen grossen Theil von Stambul und die Küsten beider Erdtheile.

Nur wenige Thürme trennen Jedi Kuleh von dem Punkte, wo die Landmauer sich mit der *Seemauer* vereinigt, welche die Stadt nach der Propontis hin schützt. Indem wir nach dem Ufer des Meeres hinabsteigen, überschreiten wir den Schienenweg der *rumelischen Eisenbahn*. Als Bannerträger einer neuen Kultur hat sie sich rücksichtslos Bahn gebrochen durch alle Hindernisse, welche Vorurtheile und Scheu vor dem Ehrwürdigen und durch das Alter Geheiligten dem modernen Weltverkehr zu bereiten suchten. Die Bahn beginnt am Hafen zwischen der vorderen Brücke und der Seraispitze, führt durch den Seraigarten hindurch, durchschneidet, fast immer parallel mit der Seemauer laufend, den südlichen Theil Stambuls und öffnet sich endlich den Weg durch die Mauer, um tief in das Innere des unwirthlichen Landes vorzudringen.

Doch wir wählen zur Rückkehr den interessanteren Weg und lassen uns von einem Kaik, dem pfeilspitzen, leicht und zierlich gebauten türkischen Boot, längs der Mauer bis zu unserem Ausgangspunkte tragen. Von wunderbarer Schönheit und Grossartigkeit sind diese gewaltigen Reste des Alterthums, welche allen feindlichen Naturgewalten, wiederholten Erdbeben und dem Andrang der bei heftigem Südwind donnernd und schäumend gegen sie heranstürmenden Wogen zum grössten

Theil siegreich widerstanden haben. Unmittelbar aus den Wellen emporsteigend, gewähren sie ein Bild, wie es in dieser Eigenheit und wilden Schönheit wohl einzig dasteht, ein malerisches Durch- und Nebeneinander von grösseren und kleineren Breichen, gewaltigen Trotzern, in denen sich meist armes Gesindel eine luftige Wohnung hergerichtet hat, zahllosen eingemauerten Säulenschäften, Kapitälern, Friesen und Basen, welche beweisen, mit welcher Hast sie oft angesichts des heranrückenden Feindes wieder hergestellt wurden. An einigen Stellen musste die Mauer auch als Front für einen unmittelbar dahinter erbauten Palast dienen.

Aber was ist die Herrlichkeit dieser Landschaft gegen den prächtigen Anblick, den die Schiffer zur Zeit der byzantinischen Herrschaft von hier aus genossen, gegen die marmor- und goldglänzenden Paläste, die Säulenhallen, Bäder, Theater und unzähligen Kunstdenkmäler, die ehemals von der Höhe dem Wanderer entgegenglänzten! Sie sind untergegangen im Strome der Zeiten, verschwunden wie die Geschlechter der Menschen, die Millionen und aber Millionen, die hier ihr Grab fanden. Die Wogen, die dort gegen die Marmorblöcke der Mauer schlugen, und wieder in den Schooss des Meeres zurücksinken, eine nach der andern, sind sie nicht ein Bild der Völker, die einst in gewaltigem Anprall gegen dieses Bollwerk heranstürmten und wieder verschwanden in dem unendlichen Meere der Menschheit?

Es beginnt bereits zu dunkeln, und unser Boot legt an einer der Landungstreppen von Galata an. Wir erleichtern uns diesmal den Weg nach der Höhe von Pera, indem wir uns durch die unterirdische *Drahtseilbahn* hinaufbefördern lassen. Auf der zweigleisigen Strecke wird alle 5 Minuten zugleich von oben und von unten ein Zug abgelassen, der in kaum 2 Minuten das Ziel erreicht. Der Endpunkt befindet sich oben am Tekeh, dem Derwischkloster, unmittelbar an der Grande Rue gelegen, auf der wir in wenigen Minuten unser Asyl erreichen.

Stambul.

Was helfen uns heute die schauerlichen Reisebeschreibungen mit den romantischen Bildern von Konstantinopel? Wo sind die Derwische, die sich vor dem Publikum fast lebendig secirten, wo die Bäcker, die man wegen falschen Gewichtes mit den Ohren an ihre Ladenthüren nagelte, wo die Opiumbuden mit den Besessenen, wo die europäischen Gesandten, die den Staub von der Erde küssten, ehe sie sich dem Throne des Sultans näherten, und wo die blutigen Schädel der Paschas, die einst die Pforten des Serais zierten? All diese grauenhafte Poesie ist verschwunden, und der Orient ist längst nicht mehr jener poetische Orient, dessen Wunder sich jeder in andern Gebilden vor Augen rückte; die fernen, unbekannten Nebelgestalten sind vor der gemeinen Wirklichkeit verschwunden. Das Geheimniss, das im Orient seinen Schleier über häusliches Leben breitet, die Romantik, wie sie in all den süßschauerlichen Szenen von kühnen Abenteuern enthalten ist, die unglücklichen Liebhaber, die mit dem abgeschnittenen Kopf im Arm am Bosphorus die Seligkeit der Liebe büßen müssen, die armen glühenden Sultansfrauen, die jede Regung des unbefriedigten Herzens durch Versenkung in die Meeresfluth bezahlen, alle diese Träume, wie haben sie sich uns jetzt verwirklicht? Das Mystische des Harems, die düster vergitterten Fenster, hinter denen liebelehzende Mädchen lauschen, ihre strengen Gebieter, die schon weissbärtig auf die Welt gekommen zu sein scheinen, das Loos himmlischer Odaliskens, von garstigen Eunuchen bewacht, alle jene dramatischen Ausgeburten unserer Dichter, ihre lieblichen Phantasiebilder, welche uns so verführerisch unserer prosaischen Alltagswelt entlockten, alle diese verwirrten und verwirrenden Ansichten und Vorstellungen sind nun zerstört; der Orient spielt uns böse Streiche, wenn wir ihn sehen in seiner schmutzigen Nacktheit, und unsere Jugendträume sind auf ewig dahin!

Seien wir offen und gestehen es ruhig ein, dass wir, um in unsern Erwartungen nicht getäuscht zu werden, einige Jahrzehnte zu spät gekommen sind. Wohl hat sich die wunderbare Natur hier ihre ewige Jugend und Schönheit gewahrt, aber abendländisches Wesen und europäischer Einfluss gewinnen mit jedem Jahr mehr Boden und zerstören mehr und mehr den orientalischen Charakter des Bildes. Wer den Typus des Orients kennen lernen will, muss nach Damaskus oder Kairo gehen, und selbst dort findet er ihn nicht mehr rein und unverfälscht. Vielleicht hatte jener Engländer Recht, der sich begnügte, den Anblick Konstantinopels nur von aussen zu geniessen, und in seinem Kaik ein paar Tage an den Ufern herumschwamm. Wir aber lassen uns durch keine Enttäuschung zurückschrecken! Noch immer weist Stambul so viel Interessantes und Herrliches auf, dass wir hochbefriedigt von unserer Wanderung zurückkehren werden.

Schon der Anblick des grossartigen Bauwerkes, das nach dem Ueberschreiten der neuen Brücke vor unseren erstaunten Blicken aufsteigt, der *Jeni Dschami*, ihre bleigedeckten, terrassenförmig über einander aufsteigenden Kuppeln, ihre graziösen Minarehs, deren dreifache Gallerien, von unten gesehen, der feinsten Filigranarbeit gleichen, versetzen uns mit einem Mal in den Orient. Trotz der kolossalen Grösse, wie leicht, wie kühn erscheint der ganze Bau, wie luftig die doppelte, hoch über der Strasse liegende Arkadenreihe, welche die breiten Gallerien der Aussenseite trägt! Wie bunt und doch wie harmonisch ist die Farbenzusammenstellung der persischen Fayenceplatten! Wie beredt verkünden diese gewaltigen Massen, diese kühnen Formen den Ruhm eines Gottes, der nicht unser Gott ist, und eines Volkes, vor dem einst unsere Väter zitterten! Welch lebendiges Zeugnis sind sie von der religiösen Begeisterung, die der Islam seinen Anhängern einflösste, von der stolzen Sicherheit, welche die gotterwählten Herren der Welt erfüllte!

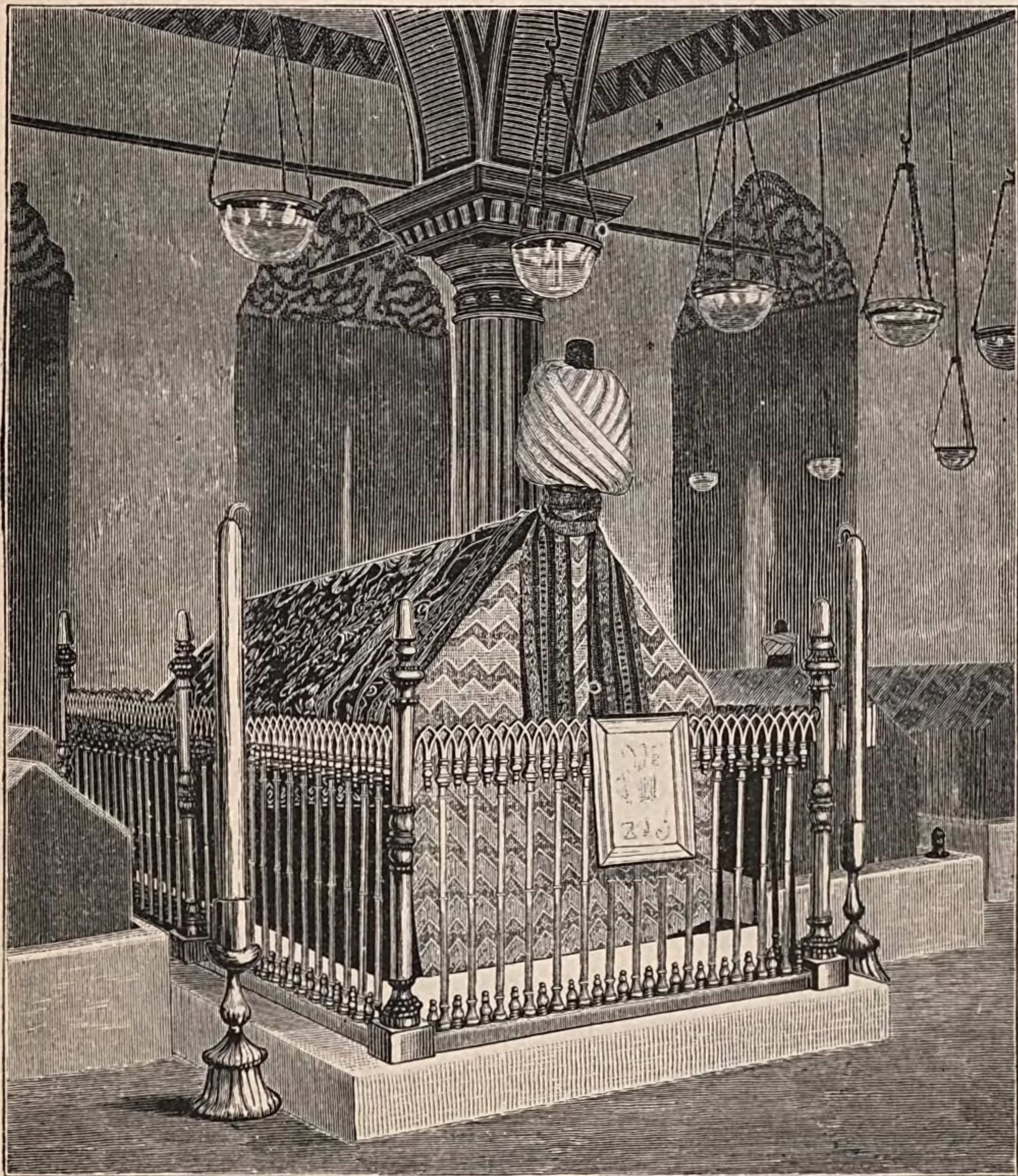
Die *Jeni Dschami* wurde in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von der Mutter Muhameds IV. erbaut und wird deshalb auch *Valideh Dschami* genannt. Ihre Konstruktion

schliesst sich eng an die der Solimanieh und der Mehmedieh an, welche wieder Nachahmungen des byzantinischen Stils sind, wie er als mustergültig an der Aja Sofia zu Tage tritt. Der Grundgedanke der letzteren kehrt, allerdings mannigfach variirt, in allen bedeutenderen Moscheen Stambuls wieder.

Nach dem *Baluk-Bazar* zurückgekehrt, biegen wir jetzt in die breite, parallel dem Südufer des Hafens laufende Strasse ein, aus welcher uns, fast wie ein Hohnruf auf unsere Illusionen, die uns bereits weit hinaus über den Bannkreis europäischer Kultur getragen hatten, das Signalhorn des Tramway entgegentönt. Nach wenigen Schritten machen wir an einer auf der rechten Seite der Strasse liegenden marmornen *Turbeh* Halt, um durch die hohen, mit kunstvollen, vergoldeten Eisengittern versehenen Fenster einen Blick ins Innere derselben zu werfen. Sie enthält die Gräber des Stifters, Abdul Hamids I., des ermordeten Mustapha IV. und vieler Verwandten des ersteren. In der Mitte des Mausoleums stehen die Sandukas, leere, sargähnliche Kästen, die mit kostbaren Shawls und einem Streifen des gestickten Schleiers der Kaaba bedeckt sind. Am oberen Ende der Bahren sind um eine kurze vertikale Erhöhung Turbane geschlungen. Die Sandukas stehen auf Marmorplatten, unter welchen sich die Gräber selbst befinden. Gallerien (Parma-klik) von Cedernholz, reich geschnitzt und mit Perlmutter und Elfenbein ausgelegt, umgeben sie. Kolossale Wachskerzen auf mannshohen silbernen Kandelabern stehen zur Seite, und auf den umherstehenden Rakhlas, x-förmigen, ebenfalls mit Perlmuttereinlage verzierten Gestellen, liegen, in kostbare gestickte Decken gehüllt, Koranhandschriften. Die Wände sind mit Arabesken und Sprüchen aus dem Koran in goldenen Buchstaben auf grünem oder blauem Grunde verziert. Kronleuchter, Lampen und Strausseneier mit seidenen Quasten hängen von der Decke herab, und der Marmorboden ist, soweit er nicht von den Bahren eingenommen wird, mit Teppichen bedeckt. Die übrigen, kleineren Sandukas stehen im Kreise umher.

Auf den Stufen, welche die Aussenseite der *Turbeh* umgeben, beutet ein ehrwürdiger Emir durch Wahrsagungen und

magnetische Heilungen den Aberglauben der Leichtgläubigen aus. Aeltliche Damen suchen Rath bei seinem Wasserglase und seinem Hammelschulterblatt, um verlorene oder gestohlene Gegenstände zu entdecken. Jüngere nehmen ihre Zuflucht zu seinen Talismanen und Amuletten, wenn ihre Männer ungetreu



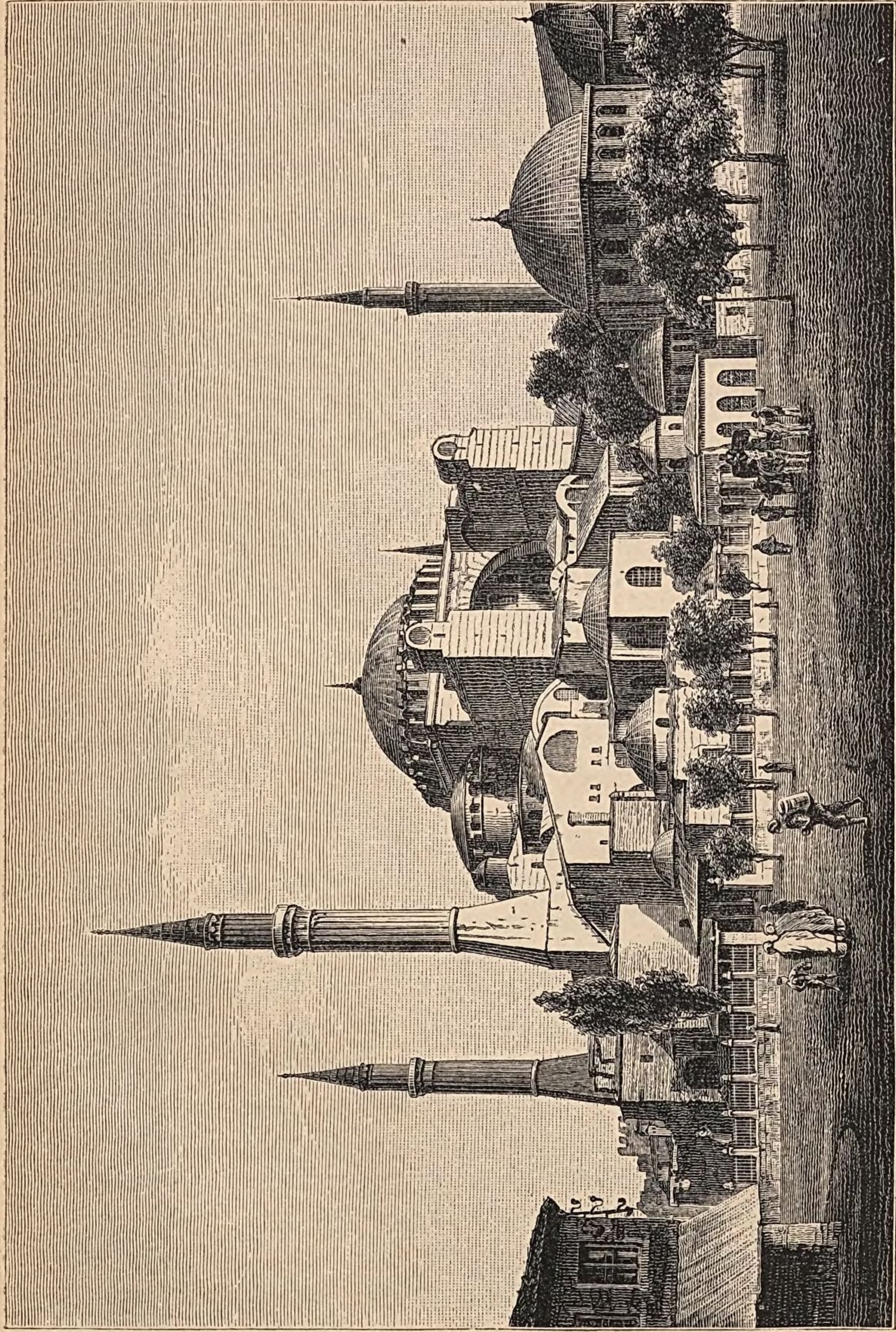
Das Innere einer Turbeh.

werden oder wenn sie unvermählt zu sterben fürchten. Einige seiner Kunden ersuchen ihn, das Horoskop zu stellen und für die Beschneidung oder Vermählung ihrer Kinder günstige Tage zu bestimmen. Andere verlangen eine Wahrsagung, wenn sie Gewissheit über die Zukunft suchen, oder eine Vorschrift, wenn

sie einen Erben wünschen. Noch andere geben sich seinen magnetischen Einflüssen hin, wenn sie an der Galle oder an Kolik leiden. Bei solchen Gelegenheiten werden der Emir mit einem kleinen Geschenk an Naturalien oder mit einigen Paras, seine Patienten dagegen mit einigen Worten oder magnetischen Streichungen zufriedengestellt.

Wir nehmen Abschied von dem sonderbaren Heiligen, dessen Titel wie der grüne Turban ihn als Nachkommen des Propheten bezeichnen, setzen unsern Weg längs des Tramway fort und finden uns bald einer hohen, zinnengekrönten Mauer mit zahlreichen Thürmen gegenüber. Es ist die westliche Seite der *Seraimauer*, die einige Schritte weiter nach Südosten umbiegt. Dieser Ecke gegenüber führt ein altorientalisches, kuppelbedecktes Thor mit weit ausladendem Schutzdach in einen weiten Hof, der auf der Südseite von einem langen Gebäude in recht nüchternem Stil begrenzt wird. Wir würden es für eine Kaserne halten, wenn man es uns nicht als die vielgenannte *Hohe Pforte*, die der türkischen Regierung den Namen gegeben hat, bezeichnete (vide Plan Nr. 4). Es beherbergt heute die Ministerien des Aeussern und des Innern.

Das Thor der Seraimauer, das wir im Weitergehen erreichen, eröffnet uns den Zutritt zur früheren Residenz der Sultane. Der Grund zu dieser ausgedehnten Palastanlage, die eine Stadt für sich bildet, wurde im Jahre 1467 von Muhammed II. gelegt, auf der von zwei Seiten vom Meere bespülten Landzunge, auf der im Alterthum die *Akropolis* und der grösste Theil der Stadt *Byzanz*, in der Zeit des griechischen Kaiserthums aber mehrere Kirchen, Bäder und Paläste der Grossen lagen. Die von Konstantin d. Gr. erbaute und von seinen Nachfolgern bedeutend erweiterte kaiserliche Residenz stand also nicht an der Stelle des heutigen Serai, sondern erstreckte sich von dessen südlicher Seite über das ganze Terrain, auf dem sich heute das Parlamentsgebäude und die Achmedmoschee erheben, sowie über den im Südosten davon sich zum Meere hinabsenkenden Abhang. Von der Stadt durch eine Mauer ge-



schieden, bildete sie einen selbständigen Komplex von Palästen, Kirchen, Hallen und Gärten. Zwischen der Sophienmoschee und der Nordseite des Palastes *Chalke* lag das heute ganz von Gebäuden eingenommene *Forum Augusteum*, dessen Ostseite durch den von Konstantin erbauten Palast *Magnaura* begrenzt wurde. Auf diesem Forum, das mit dem westlich davon auf dem zweiten Hügel gelegenen *Forum Constantinum* durch eine Säulenhalle in Verbindung stand, erhoben sich das prachtvolle Reiterstandbild des Justinian und der goldene Meilenstein. Längs jener Arkaden zog sich die *Via triumphalis, Mese*, die Mittelstrasse genannt, die sich vom *Forum Constantinum* über das *Forum Arcadianum* bis zum Heptapyrgon fortsetzte. Der von Konstantin selbst bewohnte *heilige Palast* lag parallel dem Ufer. Darunter, unmittelbar am Meere, erhob sich der stark befestigte *Bukoleonpalast*, die Residenz der lateinischen Kaiser, und an ihn schloss sich südlich der Palast *Porphyryon*, nach welchem die darin geborenen Prinzen den Beinamen *Porphyrogenetos* erhielten. Der besonders zu feierlichen Empfängen benutzte Palast *Daphne* stand in der Nähe der heutigen Achmedmoschee. Zahlreiche Terrassen, Gärten, Gallerien, Treppen, Kirchen und eine Menge kleinerer Gebäude verbanden diese ganze grossartige Anlage mit dem Hippodrom, wie mit der Sophienkirche.

Diese Residenz der byzantinischen Kaiser behauptete aber nur bis ins 12. Jahrhundert ihre Bedeutung. Von da an tritt sie vor dem *Blachernenpalast* zurück. Auf diesen richteten sich daher auch, wie wir bereits gesehen, vor allem die Angriffe der Kreuzfahrer. Von der alten Residenz existirten schon lange Jahre vor der Eroberung der Stadt nur noch geringe Reste. Demselben Schicksal geht schon heute, nach kaum 400 Jahren, das von Muhamed II. angelegte und von den folgenden Sultanen fortwährend vergrösserte *Serai* (v. Plan Nr. 3) entgegen. Seitdem Abd ul Medschid die Residenz nach Dolmabagtsche verlegte, hat es seine frühere Bedeutung vollständig verloren. Natur- und Menschenkräfte, jene in Gestalt einer grossen Feuersbrunst, diese im Dienste der *Chemins de fer Orientaux* haben bereits

einen grossen Theil des Serai wie die nördliche, vom Goldenen Horn begrenzte Seite der Mauer niedergelegt.

Kaum gibt es eine Stelle in Europa, deren Name zugleich so schönheitserfüllte und so furchtbare Bilder in uns wachruft. Und doch ist unsere Erwartung nicht wenig getäuscht, wenn wir sie verlassen. Die überirdischen Vorstellungen, die man sich von diesem Feenpalaste machte, haben sich, wie hier noch vieles Andere, in nüchterne Wirklichkeit aufgelöst. Von Weitem zeigt er dem Auge eine Masse von Gebäuden, die unter reizenden Baumgruppen sich über einander erheben, ohne Plan und Symmetrie: hier ein Kiosk, von Platanen umhüllt, dort ein Pavillon, von Cypressen umschattet, über alles die grossen und kleinen Bleikuppeln herausragend, alles geschmacklos, plump, aber durch die Masse imponirend. Dringt man aber in's Innere ein, so wird die Enttäuschung noch grösser. Denn die Verwüstung, welche die Zeit an diesem Sitze des Glanzes und des Schreckens angerichtet, ist so umfangreich und tritt so offen zu Tage, dass wir uns nur aus den Schilderungen älterer Reisewerke ein Bild von der Kaiserburg rekonstruiren können, nach der drei Jahrhunderte lang drei Erdtheile ihre furchtsamen Blicke richteten, wie auf einen rauchenden Vulkan, der jeden Augenblick loszubrechen droht. Heutzutage hat das Serai nur noch Werth als historisches Monument, das uns das ganze Leben der ottomanischen Dynastie erklärt, das auf seinen Steinen die geheimnissvolle Chronik des Reiches geschrieben trägt.

Der untere Garten, in den wir eingetreten sind, liegt heute wüst und verwahrlost. Bulgarische Flüchtlinge aus dem letzten Kriege hausen hier in elenden Baracken und Zelten, der nördliche und östliche Theil wird von der Eisenbahn durchschnitten. Zu der hier herrschenden Verwilderung und dem Elende bildet der prächtige, in maurischem Stil erbaute *Tschinilikiosk*, der seit Jahren ein interessantes, wenn auch noch wenig geordnetes Antiquitäten-Museum enthält, einen schroffen Gegensatz. Eine aufwärts führende Strasse bringt uns durch das Thor einer zweiten, inneren Mauer in den

weiten, ebenso öden und verlassenen ersten Hof. Diesen quer überschreitend gelangen wir zum *Orta Kapussi*, dem mittleren Thore. Auf beiden Seiten von Thürmen mit spitzem Dach flankirt, wird es nach diesem wie nach dem folgenden Hof durch je eine Pforte geschlossen. Der dazwischen liegende Raum hiess einst die Henkerstube, denn hier wurde den Grossen, die beim Padischah in Ungnade gefallen waren, der Kopf abgeschlagen, nachdem sie die erste sofort hinter ihnen geschlossene Pforte passirt und vergeblich die Oeffnung der zweiten erwartet hatten. Diese freundliche Lokalität benutzte man gleichzeitig, um die zur Audienz vorgelassenen Gesandten sich in der Tugend der Geduld üben zu lassen und ihnen Beweise von der Gerechtigkeit und Macht des Sultans zu geben. Vor ihren Augen wurden Rechtshändel geschlichtet und Urtheile gesprochen. Dann mussten sie Zeugen sein, wie aus den Küchen, welche zu beiden Seiten des zweiten Hofes liegen, die grossen Schüsseln mit Pillaf gebracht wurden, auf welche die Janitscharen losstürzten, um damit ein Zeichen ihrer Zufriedenheit zu geben. Doch kam es auch vor, dass die übermüthige Soldateska murrend stehen blieb und nicht eher zu besänftigen war, als bis über das Haupt des Grosswesirs oder eines anderen Grossen, der ihren Zorn erregt hatte, das Todesurtheil ausgesprochen war. Darauf erschienen die Schatzmeister, mit den schweren Geldsäcken klappernd, um den Janitscharen die Löhnung auszuzahlen und damit den Gesandten einen Begriff von dem Reichthum des Padischah zu geben. Endlich wurden diese selbst bewirthet und mit Ehrenpelzen beschenkt. Erst nachdem sie so eine Vorstellung von der Gerechtigkeit und Milde, von dem Reichthume und der Macht des Grossherrn erhalten, wurden sie durch das dritte Thor, *Bab-i-Seadet*, das Thor der Glückseligkeit, in den halbdunkeln *Thronsaal* geführt, in welchem der Sultan hinter einem vergitterten Fenster die Audienz ertheilte. Die Beglückten wurden von je zwei Thürstehern geführt, die ihnen mit den Händen den Kopf niederdrückten und sie so auf handgreifliche Weise zu einer Verbeugung zwangen. Die Gesandten

richteten ihre Reden an den Grossherrn, dem jedoch nur wenige Worte übersetzt wurden. Der Sultan gab dem Grosswesir einen Wink, irgend etwas zu sagen, und die Audienz war zu Ende.

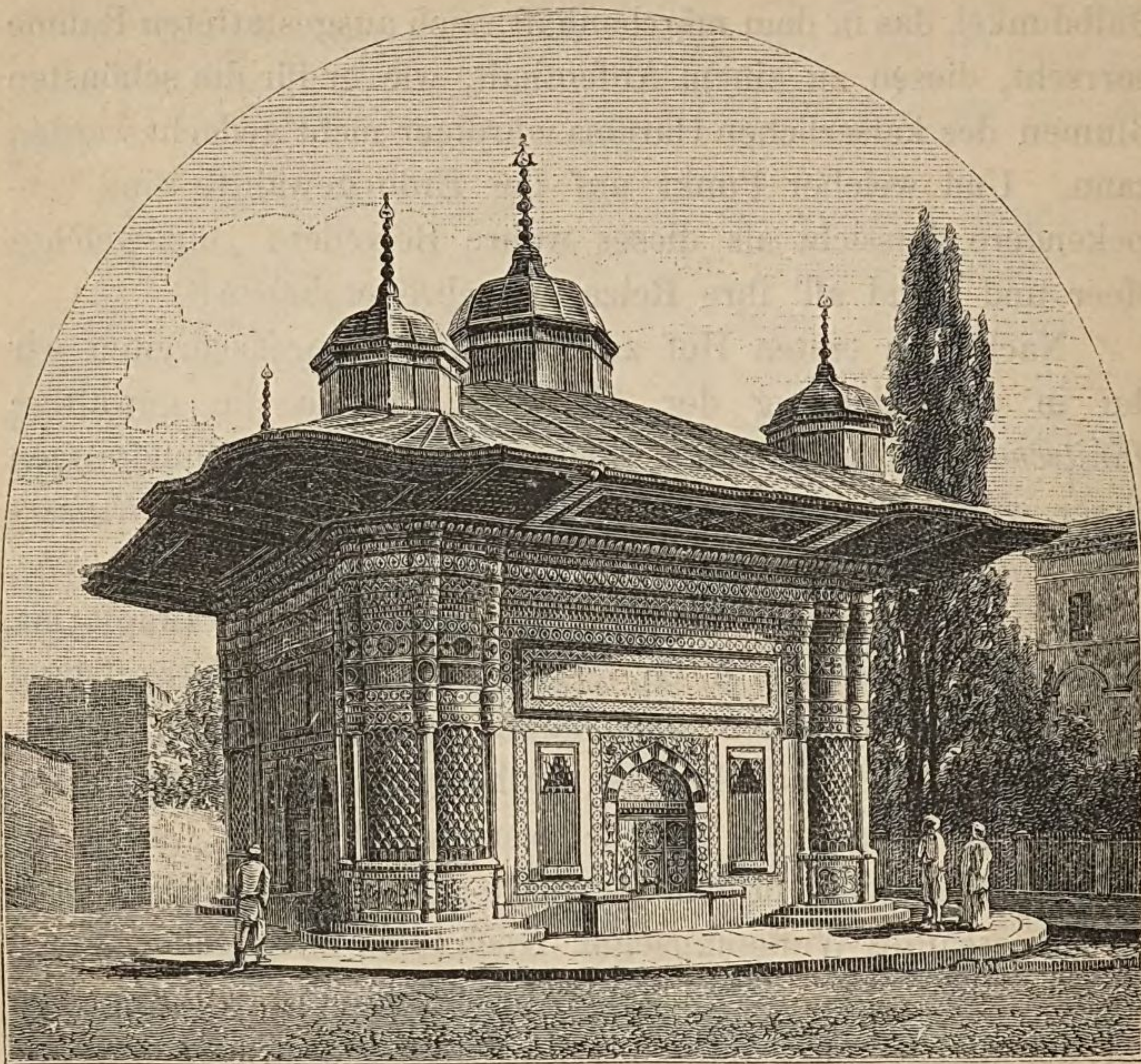
Die Ornamentik dieses Saales ist äusserst prunkvoll. Der divanartige, von einem Baldachin gekrönte Thron blitzt von der Menge der Edelsteine, mit denen er verziert ist. Hinter diesem Audienzsaal dehnen sich noch ein dritter grosser und mehrere kleinere Höfe aus, die einst von den Gebäuden des Winterharems umschlossen wurden. Wie weit dieser Theil des Serai noch erhalten ist, lässt sich mit Sicherheit nicht bestimmen, da der Zutritt nicht überall gestattet ist. Das Schatzhaus, die Bibliothek, eine lange Reihe von Sälen, Zimmern und Gängen durchwandern wir, fast endlos scheint sich dies Labyrinth von Kiosken und Gärten auszudehnen. Ueberall zeigen sich Spuren des Verfalls und der Vernachlässigung, und die unheimliche Stille in den menschenleeren Höfen und Gängen beschleunigt unsere Schritte, als treibe es uns vorwärts, aus dem verwunschenen Schlosse zu entkommen. Ausgestorben ist der Wohnort des Entzückens, vertilgt das Geschlecht seiner Bewohner, verlassen und halb zerfallen steht er da, immer noch geschützt von hohen Ringmauern, aus denen Myrten und Jasmin sich hilfesuchend an den hohen Platanen und Cypressen emporranken. Das milde Klima dieses Himmelstriches fragt nicht nach Zerstörung und Verkümmern, und über dem Reich des Todes verbreitet der Blüthenduft Wohlgeruch und Entzücken.

Doch wir dürfen nicht scheiden, ohne das wundervolle Bild mit uns zu tragen, das sich einst den Beherrschern der Gläubigen von der Höhe ihres Sitzes aus bot. Ein achteckiger Bau, dessen blaue Fayenceplatten ihm ein überaus zierliches Aussehen verleihen, ladet uns zu kurzer Rast ein. Das Innere des „*Bagdad-Kioskes*“ ist von zauberhafter Schönheit. Man weiss nicht, soll man der Pracht der kostbaren Stoffe oder der kunstvollen Perlmutter- und Elfenbeinarbeit an Thüren und Fenstern den Preis zugestehen. Dazu macht das mystische

Halbdunkel, das in dem märchenhaft reich ausgestatteten Raume herrscht, diesen zu einem Aufenthalt, wie er für die schönsten Blumen des kaiserlichen Harems würdiger nicht gedacht werden kann. Und welcher Punkt auf der Erde gewährte eine verlockendere Aussicht als dieses wahre Belvedere, um welches Meer und Land all' ihre Reize ausgebreitet haben?

Nach dem ersten Hof zurückgekehrt, durchschreiten wir ihn in der Richtung der Aja Sofia, lassen die gewaltige *Janitscharenplatane*, unter welcher nicht wenige Empörungen dieser wilden Truppe ihren Anfang nahmen, und die *Kaiserliche Münze* rechts liegen und gelangen vor die *Irenenkirche*, deren Geschichte mit der der Aja Sofia eng verknüpft ist. Beide, von Konstantin d. Gr. erbaut, wurden im Nikaaufstand ein Raub der Flammen und darauf von Justinian I. wieder aufgebaut. Während aber die Kathedrale von den Eroberern in die erste kaiserliche Moschee verwandelt wurde, ward die Irenenkirche einem profanen Zwecke geweiht: sie enthält jetzt ein interessantes Waffenmuseum. Noch mehr historischen Werth beanspruchen aber einige Reste byzantinischer Skulptur, die vor der Kirche aufgestellt sind. Sie bestehen in zwei steinernen Löwen, die aus dem Bukoleonpalast stammen sollen, und einer Reihe mächtiger Porphyrsarkophage mit dachförmigen Deckeln. Da sie keine Inschriften, sondern nur das Monogramm Christi und Kreuze tragen, so ist den Hypothesen ein weiter Spielraum gelassen. Jedenfalls enthielten sie aber einst die Gebeine byzantinischer Kaiser.

Gegenüber der Kirche, auf der andern Seite des Weges, geniessen wir eine herrliche Aussicht auf den blauen Spiegel der Propontis und die asiatische Küste mit den Prinzeninseln. Durch das *Bab-i-Humajun*, das kaiserliche Thor, einen grossartigen Portalbau, dessen goldene Inschriften auf grünem Grunde ein Muster kunstvoller türkischer Kalligraphie sind, gelangen wir auf einen freien Platz, in dessen Mitte sich ein prächtiges, echt orientalisches Bauwerk erhebt, an dem sich leider die Spuren des überall eindringenden Verfalls schon in recht bedenklicher Weise bemerkbar machen. Es ist dies der



Achmedbrunnen

Achmedbrunnen, ein Marmorbau, dessen vier Seiten in je einem halbrunden, mit vergoldeten Gittern geschützten Ausbau zusammenstossen. Zwischen diesen runden Erkern wölbt sich auf jeder Seite ein verblendeter Spitzbogen, unter welchem Marmortröge bestimmt sind, das aus den darüber befindlichen Hähnen hervorsprudelnde Wasser aufzufangen. Rechts und links von den Spitzbogen öffnen sich in der Wand kleine Nischen. Ein weit ausladendes Dach mit fünf halbmondgekrönten Kuppeln gibt dem Bau einen lebhaft an chinesische Formen erinnernden Abschluss. Reiche Malereien, vergoldete Arabesken, bunte Fayenceplatten und goldene Inschriften auf blauem und grünem Grunde, welche die übrige Fläche bedecken, verleihen dem Ganzen ein buntes, farbenprächtiges Aussehen und machen es zu einem Kleinod türkischer Kunst.

Und nun zur *Aja Sofia*! (Vide Plan Nr. 5; Bild p. 48). Die dem Achmedbrunnen zugekehrte Seite ist durch spätere Anbauten, besonders durch zwei Kolosse von Strebepfeilern mehr als die übrigen entstellt. Von hier gesehen erscheint die Moschee als eine ungeheure, schwerfällige und unregelmässige Steinmasse, welche, riesenhaften Wachtposten gleich, die vier Minarehs umstehen. Die ursprüngliche äussere Gestalt ist kaum mehr zu erkennen, während das Innere nur wenige Veränderungen erfahren hat.

Sieben Jahre brauchte Justinian, um den Bau, der alle anderen Bauwerke übertreffen sollte, zu vollenden. Im Jahr 538 konnte er unter lange andauernden geistlichen und weltlichen Festen eingeweiht werden, aber schon 20 Jahre darauf stürzte die östliche Hälfte der grossen Kuppel ein. Justinian stellte die stark beschädigte Kirche nur herrlicher und dauerhafter wieder her, und am 24. Dezember des Jahres 568 wurde das Fest der neuen Einweihung gefeiert. Während der byzantinischen Herrschaft war sie der Schauplatz der grössten und heiligsten Staatshandlungen, der Krönungen und der Triumphe, der Vermählungen und der feierlichen Kirchgänge der Kaiser. Sage und Geschichte vereinten sich, um diese Gebetsstätte von ihrer Erbauung an bis zu ihrer Umwandlung in die Moschee zum ersten Tempel der Christenheit des Ostens zu erheben. 100 Baumeister unter der Oberleitung des Anthemios von Tralles und des Isidor von Milet leiteten den Bau, und jedem waren 100 Maurer untergeordnet, von denen 5000 auf der rechten und ebensoviel auf der linken Seite arbeiteten, nach dem Plane, welchen ein dem Kaiser im Traume erschienener Engel bezeichnet hatte. Der Kaiser förderte den Bau durch seine Gegenwart, indem er täglich die Arbeiter besuchte und den Fortgang des Werkes durch ausserordentliche Geschenke beschleunigte. Die Ziegel zu dem Gewölbe der Kuppel, die durch ihre ungemeine Leichtigkeit und Kühnheit noch heute das Erstaunen aller Baukundigen erregt, wurden zu Rhodus von besonders leichtem Thon verfertigt, so leicht, dass zwölf derselben nicht mehr als ein gewöhnlicher Ziegel wogen. Sie

trugen die Inschrift: „Gott hat sie gegründet, und sie wird nicht erschüttert werden, Gott wird ihr beistehen im Morgenroth.“ Von der kostbaren inneren Ausstattung gibt der Altar, der durch die Ikonostasis, eine mit zwölf goldenen Säulen und reich vergoldeten Heiligenbildern geschmückte Holzwand, den Blicken des Volkes entzogen war, einen Begriff. Derselbe war aus Gold und Silber mit zerstoßenen Perlen und Edelsteinen zusammengeschmolzen. Hinter ihm stand der Thron des Patriarchen, der gleich den sieben im Halbkreis ihn umgebenden Chorstühlen aus vergoldetem Silber bestand. Goldener, reich mit Perlen und Edelsteinen besetzter Kreuze zählte man gegen zehn. Aus demselben Material waren die heiligen Gefässe, die Kandelaber und die Beschläge der Evangelienbücher. Die Thore und Thüren bestanden aus Silber, Cedernholz, Bernstein und Elfenbein.

Wahrlich, das Lob, das der Kaiser sich selbst ertheilte, als er, am Tage der Einweihung das Heiligthum betretend, ausrief: „Ich habe dich besiegt, Salomon!“ war wohl berechtigt und verdient.

Der Tempel der göttlichen Weisheit war auch der würdigste Ort für die Kirchenversammlungen und Synoden der Väter. Die Hitze, mit der theologische Streitigkeiten in den letzten Zeiten des byzantinischen Reiches geführt wurden, erkältete aber den kriegerischen Geist, und mit je spitzfindigeren Waffen die Theologen ausgerüstet waren, desto stumpfer waren die der Reichswehr gegen die andringenden Barbaren, und so geschah es, dass, nachdem die Mauern des Tempels so oft von jenen Streitigkeiten widerhallt hatten, der grösste Feind der Christenheit als Eroberer in denselben einzog, die heiligen Geräthe und Messgewänder, soweit sie nicht schon der Barbarei der Lateiner zum Opfer gefallen waren, seinen Kriegern preisgab und auf dem Altar sein Gebet verrichtete.

Wir haben die südöstliche Ecke der Moschee und die auf der Südseite liegenden Turbehs und Armenküchen umschritten und sind in den weiten Vorhof auf der Westseite eingetreten.

In der Mitte desselben befindet sich ein Brunnen, an welchem die Gläubigen vor dem Eintritt in die Moschee die Abwaschungen vornehmen. An seiner Stelle stand in der byzantinischen Zeit ein Wasserbecken aus Jaspis. Wir treten in die erste, (die äussere Vorhalle ein. Sie war früher für die in die Kirchenbusse Verfallenen und die Katechumenen zum Aufenthalt bestimmt. Aus dieser gelangt man in die zweite, die innere Halle. Diese, grösser als die erste, ist mit kostbaren Marmorplatten getäfelt und eröffnet durch neun mit Teppichen verhängte Portale, deren eiserne Flügel immer geöffnet sind, den Zutritt in das Heiligthum, das wir aber nicht betreten dürfen, ohne vorher die Schuhe von unseren Füßen gezogen und mit leichten, gegen ein kleines Entgelt von den Moscheedienern geliehenen Pantoffeln vertauscht zu haben. Der Teppich wird an der Seite gehoben, und wir stehen im Innern.

Der erste Eindruck ist überwältigend. Ein ungeheurer Raum dehnt sich vor und über uns aus. Das Auge irrt zuerst wie verloren durch den weiten Umfang der in der Höhe schwebenden Kuppel, schweift weiter durch den Kreis der Halbkuppeln und längs der gigantischen Bogen, unter denen aus Hunderten von Fenstern das Licht hereinfluthet, das hier unten einem geheimnissvollen Duster weichen muss. Es gleitet herab an den kolossalen Pfeilern, welche die Bogen in kühnem Schwung verbinden, auf die Gallerien und Seitenschiffe. Doch wer könnte ein getreues Bild von der Grossartigkeit und der edlen Harmonie dieses Baues geben? Wie kalt und todt erscheinen uns die Pläne und Zeichnungen, nach denen wir uns in dem Labyrinth von Formen zurecht zu finden suchen! Selbst die beredtesten Worte vermöchten keinen klaren Begriff von der Pracht des Materials und der Einheit in dieser Vielheit zu geben! Nur Einzelheiten zu beschreiben, dürfen wir versuchen, so, wie sie uns auf unserer Wanderung durch die weiten Hallen in's Auge fallen.

Unvergleichlich ist vor allem die wunderbar flachgespannte Wölbung der Kuppel und die Pracht und Mannigfaltigkeit der die Gallerien tragenden Säulen von Marmor, Granit und Por-

phyr. Unter ihnen zeichnen sich wieder durch Schönheit und Grösse die acht Porphyrsäulen aus dem Sonnentempel zu Baalbeck und die acht aus Verde antico vom Dianentempel zu Ephesus aus. Athen und Delos, Cyzikus und Heliopolis mussten die Reste ihrer einstigen Herrlichkeit hergeben, um den grössten Wunderbau des Orients verherrlichen zu helfen. Die Kapitäle der 100 Säulen sind von der grössten Mannigfaltigkeit und Feinheit der Ausführung. Von den prachtvollen Mosaikbildern, welche die Kuppeln und Wände bedecken, sind die meisten auf Grund des islamitischen Verbots, menschliche Gestalten im Bilde darzustellen, übertüncht worden. So sind von den vier kolossalen Figuren der Cherubim in den Bogenzwickeln unter der Hauptkuppel nur die mächtigen Flügel zu sehen, während die Köpfe mit plumpen Malereien verschmiert sind. Ebenso sucht man vergebens über dem Hauptportale der inneren Vorhalle das berühmte musivische Gemälde des thronenden Christus mit dem anbetenden Kaiser. Was im Uebrigen in den Seitenschiffen und Gallerien von Mosaikarbeiten noch erhalten ist, besteht aus Figuren und Arabesken, ist aber der Gefahr gänzlicher Zerstörung ausgesetzt, da die Moscheendiener die Steinchen herausbrechen, um sie den Fremden gegen ein Bakschisch anzubieten. Auf diese Weise suchen sie sich für ihre mangelhafte Besoldung schadlos zu halten.

Während unseres Aufenthaltes in der Moschee herrscht ein fortwährendes Kommen und Gehen von Gläubigen; die Richtung, in welcher sie ihr Gebet verrichten, die Kibla, stimmt nicht mit dem Längendurchschnitt des Tempels überein, der, ursprünglich eine christliche Kirche, mit seiner Apsis nach Osten weist. In Folge dessen ist auch der Mihrab, die Wandnische, welche die Kibla angibt, nicht in der Mitte der Apsis, sondern seitwärts in südöstlicher Richtung. Nachdem der Gläubige diese Richtung eingenommen hat, schliesst er einen Augenblick seine Ohren mit den Händen und spricht dann mit bewegten Lippen, aber lautlos einen Vers aus dem Koran. Darauf verbeugt er sich, indem er die Hände auf die Kniee stützt, und erhebt den Oberkörper wieder, um gleich darauf

auf die Kniee zu fallen und mehrmals mit der Stirne die Erde zu berühren. Dann richtet er, noch immer knieend, den Oberkörper wieder auf und legt die Hände ausgestreckt auf die Schenkel. Hierauf erhebt er sich ganz, hält die Hände vor sich, als lese er daraus, und wirft sich abermals nieder. Endlich steht er auf, fährt mit beiden Händen über das Gesicht, als ob er es in die alten Falten bringen wollte und macht eine kleine Verbeugung nach beiden Seiten gegen die



Betender Muhamedaner.

zwei Engel, die ihm beim Gebet zur Seite stehen. Damit ist das Gebet beendet. Ein schöner Zug des Moslem ist es, dass er sich durch nichts in seiner Andacht stören lässt, auch auf der Strasse und in seinem Geschäfte nicht. Hier lässt er den Kunden warten, bis er seiner religiösen Pflicht genügt hat.

Rechts neben dem Mihrab, an einem der grossen Pfeiler, welche die Hauptkuppel tragen, befindet sich die von einem spitzen Dach überdeckte Kanzel, von welcher der funktionirende Priester die Freitagspredigt hält. Hier, wie in allen erst durch

Waffengewalt dem Islam geweihten Moscheen, steigt er mit einem blossen Schwert in der Rechten hinauf, zum Andenken an die Eroberung und an die Gründung des Islam, den der Prophet mit dem Koran in der einen und dem Schwerte in der andern Hand verbreitete. Auch sind oben zu beiden Seiten grüne Banner angebracht zur Erinnerung an dasjenige, welches Ejub, der Fahnenträger des Propheten, trug. An dem Pfeiler gegenüber erhebt sich auf Säulen eine sechseckige, für den Sultan bestimmte Tribüne mit vergoldeten Gittern. Einige andere Tribünen sind für die Koranvorleser bestimmt. So wenig wie diese durch den muhamedanischen Kultus bedingten Baulichkeiten sich dem ursprünglichen Plan und dem Stil des Ganzen anschliessen, so verrathen auch die ungeheuren runden Tafeln an den Pfeilern, welche die Namen Allah, Muhamed und die der vier ersten Khalifen tragen, weder Kunst- noch Geschmacksinn.

Aus den Seitenschiffen klingen hier und da murmelnde Stimmen hervor. Neugierig treten wir näher. Im Kreis um den Dozenten geschaart, der vor einem niedrigen, mit Büchern belegten Pult sitzt, kauert und hockt mit untergeschlagenen Beinen ein Auditorium von Softas im dunklen Kaftan und weissen Turban. Die Blicke, die sie den neugierigen Frenghis zuwerfen, sind eben nicht freundlicher Art. Zudem mahnt unser Führer zum Aufbruch. Noch einmal umfassen wir mit einem Blick den ganzen ungeheuren Raum und verlassen, das Bild dieses Weltwunders unverlöschlich im Herzen mit uns tragend, seinen geweihten Boden.

In einer Seitengasse an der Westseite der Aja Sofia befindet sich der Eingang zu der interessantesten und grossartigsten der zahlreichen Zisternen Konstantinopels, der von Justinian I. erbauten *Basilika*. Nach längeren Unterhandlungen mit dem Diener des türkischen Hauses, auf dessen Hof sich der Zugang befindet, erhalten wir die Erlaubniss, in diesen einzutreten. Gespannt lassen wir unsere Blicke umherschweifen, indem wir unsere Gedanken mehr auf die hinter den vergitterten Fenstern des Holzhauses verborgenen Geheimnisse

als auf die Unterwelt gerichtet haben. Aber tiefe Stille umgiebt uns, kein menschliches Wesen lässt sich blicken. Die feuchtkalte Luft, die uns durch die inzwischen geöffnete Fallthür entgengedrängt, kühlt unsere erhitzte Phantasie rasch ab, um so mehr, als bei dieser Extratour in den Hades die grösste Vorsicht erforderlich ist. Mit einem unheimlichen Gefühl sehen wir unsern Führer in der Finsterniss verschwinden und folgen ihm bei dem schwachen Scheine der angesteckten Fackel auf der hinabgelassenen Leiter nach. Auf einer Plattform, die von drei Seiten vom Wasser bespült wird, angelangt, können wir erst nach und nach unsere Augen an die hier herrschende Dunkelheit gewöhnen. Eine weite Wasserfläche, aus welcher die 12 Meter hohen Marmorsäulen, welche das gigantische Ziegelgewölbe tragen, nur mit dem Kapitäl herausragen, dehnt sich vor uns aus, aber nur die uns zunächst stehenden sind erkennbar, die andern, über 300 an der Zahl, in 28 Lang- und 12 Querreihen stehend, verschwinden im Dunkel. Von Zeit zu Zeit wird die Grabesstille unterbrochen durch das Plätschern der Tropfen, die aus einem in der Ferne herabgelassenen Eimer in's Wasser zurückfallen. Tausende von Menschen wohnen über diesem unterirdischen See sicher in ihren Häusern und haben kaum eine Ahnung von der Ausdehnung der von ihnen *Jerebatan Serai* (Unterirdisches Schloss) genannten Zisterne, welche Wasser genug fasst, um mehrere Wochen lang die Hunderttausende der grossen Stadt zu versorgen. Sollen wir dem Berichte des Türken glauben, nach welchem mehrere Engländer, die in einem Kaik sich auf diese acherontischen Fluthen wagten, nicht zurückgekehrt seien? Unwahrscheinlich ist es, aber nicht unmöglich. Die ungeheure Wassermasse wird durch eine der Wasserleitungen gespeist, die meist noch aus byzantinischer Zeit stammen. Sie führen das Wasser aus den in der weiteren Umgebung (im Walde von Belgrad) liegenden ungeheuren Wasserbecken (Bends).

Nachdem wir aus der fürchterlichen Oede wieder an's Tageslicht heraufgestiegen sind, wenden wir uns nach dem *Atmeidan* (Pferdeplatz), dem alten *Hippodrom* (v. Plan Nr. 7).

Seine frühere Ausdehnung ist heute durch den weiten, im Südosten daran grenzenden Vorhof der Achmedmoschee bedeutend vermindert. Seine Anlage fällt noch vor die Erhebung der Stadt zur Residenz, aber Konstantin verschönerte ihn und schmückte ihn mit Arkaden und den herrlichsten, aus allen Theilen seines Reiches zusammengeschleppten Bildsäulen. Seitdem spielten sich auf diesem Platz die bedeutendsten Ereignisse der byzantinischen Geschichte ab. Politische und religiöse Streitigkeiten wurden hier zum Austrag gebracht und arteten, wie der berühmte Nikaaufstand unter Justinian, in die blutigsten Metzeleien aus; denn die Parteien der Rennbahn, die Blauen und Weissen und deren Gegner, die Rothen und Grünen, waren identisch mit denen des politischen Lebens. Auch unter den osmanischen Kaisern blieb der Atmeidan der erste Platz der Stadt, auf dem die öffentlichen Aufzüge abgehalten wurden.

Bei der Anlage des Hippodroms hatte man den Circus Maximus in Rom zum Vorbilde genommen. Die drei noch heute stehenden Säulen, die einzigen Reste der zahlreichen Kunstwerke in Erz und Marmor, bezeichnen die Richtung der Spina oder des Euripus, der Linie, welche die Meta, die mittelste der drei Endsäulen, mit der kaiserlichen Tribüne, dem Kathisma, verband. Letztere, in der Richtung der Sophienkirche gelegen, stand mit dem kaiserlichen Palast in unmittelbarer Verbindung. Unter ihr waren die Schranken für die Wagen und Thiere, darüber aber erhob sich das eiserne Viergespann der Pferde des Lysippos. Auf beiden Langseiten und um die südwestliche Rundung der Rennbahn stiegen terrassenförmig die marmornen Sitze der Zuschauer in die Höhe, darüber aber erhoben sich reich mit Bildsäulen geschmückte Säulenhallen. So reich dieser Platz wie die ganze Stadt ehemals an Kunstwerken war, so ist doch heute keine alte Stadt ärmer an Antiquitäten als Konstantinopel. Erdbeben und Plünderungen haben bei Weitem die meisten vernichtet. Die einzigen heute noch bestehenden Denkmäler des Hippodrom sind der *ägyptische Obelisk*, die *Säule des Konstantin Porphyrogenetos* und die 4 m hohe *bronzene Schlangen-*

säule (Bild p. 64), drei umeinander gewundene Schlangen darstellend, deren Köpfe fehlen. Der Oberkiefer der einen befindet sich im Antiquitäten-Museum, wahrscheinlich desselben, den Muhamed II. bei seinem Einzug mit der Streitaxt abhieb. Die Säule ist nachweisbar die von den Griechen zum Dank für den Sieg bei Platäa im Tempel zu Delphi aufgestellte. Der goldene Dreifuss, der von den Schlangenköpfen getragen wurde, ist verloren gegangen. Die eingegrabenen Schriftzüge am Fussende bezeichnen die Staaten, welche sich an den Kämpfen des zweiten Perserkrieges beteiligten. An ihrer Stelle stand ursprünglich ein Distichon des Pausanias auf seine Vaterstadt.

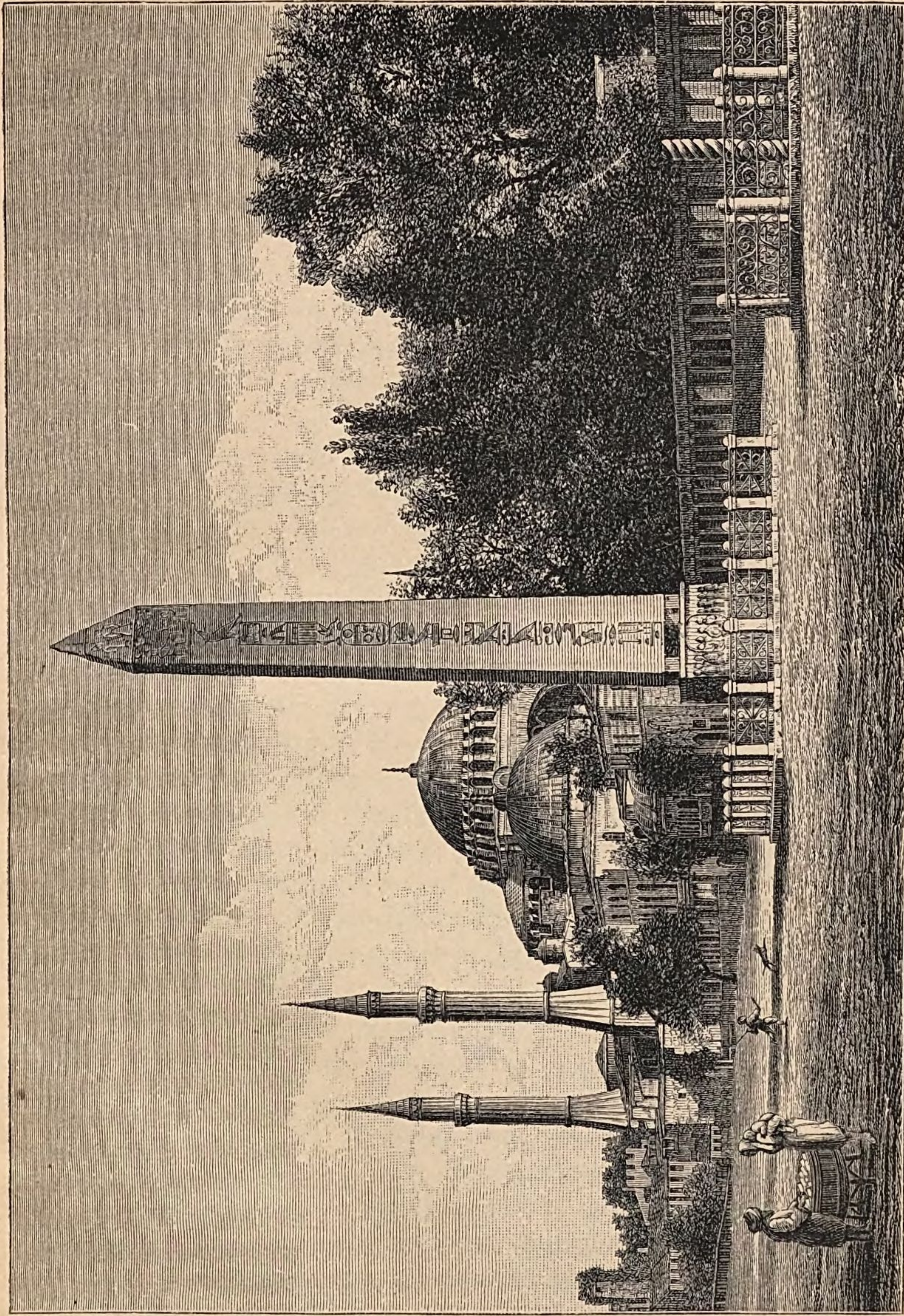
Die *Säule des Konstantin Porphyrogenetos* ist ein ca. 25 m hoher Obelisk aus Quadersteinen, der mit vergoldeten Kupferplatten bedeckt war. Diese hat die Habgier der Kreuzfahrer heruntergerissen, die Säule selbst aber ist so baufällig, dass es unbegreiflich ist, wie sie bisher den Stürmen und Erdbeben widerstanden hat.

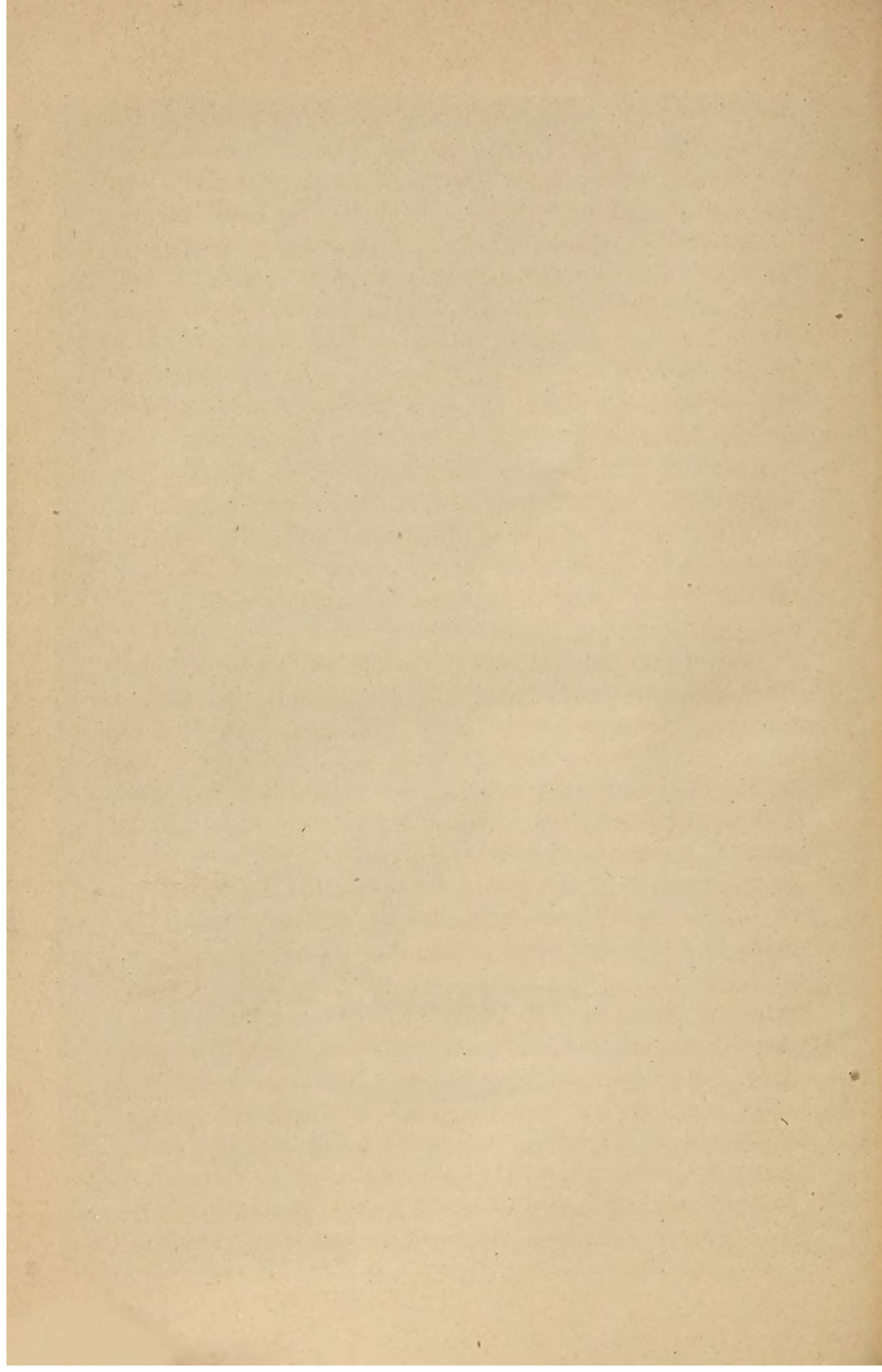
Am ältesten und gleichwohl am besten erhalten ist der *ägyptische Obelisk*, ein ca. 30 m hoher Monolith aus Granit, der aus Aegypten über Rom hierhergebracht wurde. Durch ein Erdbeben umgestürzt, lag er lange auf der Erde und wurde von Theodosius I. wieder aufgerichtet, wie dies die griechische und lateinische Inschrift am Piedestal lehren. Die Hieroglyphen, welche in die noch heute, nur mit Ausnahme der Wetterseite, spiegelglatte Oberfläche eingegraben sind, berichten, dass er um das Jahr 1600 v. Chr. zu Heliopolis errichtet wurde. Die Seiten des grossen marmornen Piedestales, auf dem er ruht, sind mit Reliefs bedeckt, welche den Empfang Geschenke darbringender Gesandten, die Vertheilung der Siegespreise bei den Festspielen, sowie die Aufrichtung des Obeliskens darstellen. Was hat dieser Stein nicht alles erlebt! Er sah das Reich der Pharaonen und dessen Untergang, sah Roms Blüthe und Verfall, die Gründung der neuen Weltstadt, den Triumph eines neuen Glaubens, die Herrschaft des Islam und seine Ohnmacht, und zu seinen Füßen versammelte in unserem Jahrhundert Sultan Mahmud II. die Bewohner der Hauptstadt um die Fahne des

Propheten gegen die aufrührerischen Janitscharen, und vertilgte diese im Namen des Glaubens.

Die Entfaltung der heiligen Fahne fand damals im Innern der *Achmedmoschee* statt (v. Plan Nr. 6). Die Lage derselben zwischen dem Atmeidan, von dem sie nur durch eine durchbrochene Mauer getrennt ist, und dem Uferabhange, ist die denkbar günstigste, und da der freie Platz für grosse Aufzüge einen bequemen Raum darbietet, so galt die zu Anfang des 17. Jahrhunderts erbaute Dschami bis auf unsere Zeit gewissermassen als Hofmoschee, in welcher der Hof die hohen Feste beging. Sie zeichnet sich besonders durch die Grösse des äusseren Vorhofs aus, der von riesenhaften Platanen und Cypressen beschattet ist. Der innere Hof, der eigentliche Harem, ist von prachtvollen Säulenhallen umgeben. Den Eingang zu beiden bilden hohe eherne Pforten mit ziselirten Arabesken. Vor allem aber fallen uns die sechs schönen Minarehs auf, die, zierlich und schlank zu ungeheurer Höhe sich erhebend, mit ihren kegelförmigen Spitzen die Wolken zu durchbohren scheinen. Um jedes ziehen sich durchbrochene Gallerien. In der Mitte schwebt der von 30 kleinen Kuppeln umgebene Dom. An Zahl der Minarehs wird die Achmedieh nur durch die Kaaba übertroffen, welche auf die Beschwerde der orthodoxen Geistlichkeit zu ihren sechs Thürmen noch einen siebenten erhielt. Während die Achmedieh so von aussen als eine der schönsten Moscheen erscheint, wird der Eindruck im Inneren durch die plumpen Pfeiler, deren Durchmesser 5 *m* beträgt, und die kahlen Oberwände gestört. Den unteren Theil der Wand aber bedecken kunstvolle Fayenceplatten.

Ueber den Hippodrom wenden wir uns jetzt nach der breiten *Divan Joli* (Divanstrasse). Sie beginnt beim Bab-i-Humajun, begrenzt die Nordseite des Atmeidan und setzt sich von hier an in westlicher Richtung auf dem Bergrücken zwischen der Propontis und dem Hafen fort. Die prächtige achteckige *Turbeh* aus weissem Marmor, die uns hier rechts entgegen tritt, übertrifft an Pracht alle übrigen. Sophas, Armsessel, weisseidene Behänge, Uhren, gläserne Kronleuchter und Teppiche





schmücken ihr Inneres. Die Katafalke ihres Erbauers, Sultan *Mahmuds II.*, des Reformers und Vernichters der Janitscharen, und seines Sohnes *Abd ul Aziz*, des vorletzten Sultans, sind von ungewöhnlichem Umfang und tragen nicht mehr den Turban, sondern den mit Reiherfeder und diamantener Agraffe geschmückten Fess. Die Shawls, Balustraden, Kandelaber u. s. w. sind von gleicher Pracht. Fünf hohe Fenster gehen nach der Divan Joli, die übrigen in einen schönen Garten, der auch Gräber enthält und von der Strasse durch eine marmorne Mauer mit vergitterten Fensteröffnungen getrennt ist. An die andere Seite des Mausoleums grenzt ein aus demselben Material erbautes Brunnenhaus, hinter dessen halbrunden Gittern ein Aufseher fortwährend die metallenen Schalen für die Vorübergehenden füllt. Die Leichtigkeit und Eleganz der Turbeh, wie die helle Beleuchtung in ihrem Innern thun aber ihrer Feierlichkeit Eintrag. Sie gleicht weniger einer Grabstätte als einem der Liebe und Freude geweihten Kioske.

Auf dem wüsten Trümmerfelde, das sich gegenüber ausdehnt, befindet sich der Eingang zu der zweitgrössten Cisterne Stambuls, der sog. *Bin bir direk* (Tausend und eine Säule), im Alterthum Cisterne des *Philoxenus* genannt. Jenen Namen hat sie von der Menge der Säulen, welche ihre drei übereinander befindlichen Gewölbe tragen. In Wirklichkeit sind es nur 672. Im Unterschied von der Basilika liegt diese Cisterne seit Jahrhunderten trocken und wird heute von den Seilern als Werkstätte benutzt. Ihre Dauerhaftigkeit verdanken diese alten Bauwerke einem sehr haltbaren Mörtel, mit dem man die Backsteine der Wände und Wölbungen verkittete. Die Kapitäle tragen tief eingeprägte Monogramme.

Den Hügelrücken, auf dem die Divan Joli weiter läuft, nahm in byzantinischer Zeit das von Konstantin gegründete Hauptforum, das *Forum Constantini* ein. Heute erinnert nur noch eine Säule an die Pracht dieses Platzes, aber „auch diese, schon geborsten,“ wäre bereits gesunken, wenn sie nicht durch eiserne Reifen vor dem gänzlichen Verfall geschützt würde. Die *verbrannte Säule*, wie sie von den Franken genannt wird,

weil sie durch vielfache Feuersbrünste in der Umgegend geschwärzt ist, besteht nicht aus einem Steine, sondern aus mehreren Porphyrtrommeln, die zusammen eine Höhe von 40 *m* ergeben. Unter ihrem Fundament soll Konstantin, der sie aus dem Apollotempel von Rom hierher versetzte, das alte Palladium der Stadt, die Gebeine des Pelops, begraben haben. Der Kaiser krönte sie mit seiner eigenen Statue, die später vom Blitz herabgeschleudert, durch ein vergoldetes Kreuz ersetzt wurde. Ein im vorigen Jahrhundert um den ganzen unteren Theil gelegter Mantel von Mauersteinen verdeckt leider den marmornen Unterbau und den Fuss der Säule (Bild pag. 80).

Von hier an führt die Divan Joli in westlicher Richtung weiter. Sie ist die breiteste und würde auch die schönste Strasse Stambuls sein, wenn die Häuserreihe nicht von Zeit zu Zeit durch elende Holzbuden und Trümmerhaufen unterbrochen würde. Das Asphalttrottoir zeigt grosse Risse und Löcher, in denen es sich die Hunde bequem gemacht haben. Den Passanten auszuweichen, fällt keinem dieser Proletarier ein, so dass man nolens volens um sie herumgehen muss. Uebrigens sind sie vollständig ungefährlich. Mag es in früheren Zeiten, wo die Franken in Konstantinopel noch nicht so zahlreich vertreten waren wie jetzt, vorgekommen sein, dass sie dieselben anfielen, wenn sie sich in einem Stadtviertel zeigten, wo ihre Erscheinung etwas Ungewöhnliches war — heutzutage haben sie sich solcher Vorurtheile entschlagen. Allerdings werden sie oft, besonders des Nachts, durch ihr Gebell lästig, und die Wunden, die sie aus dem hundemordenden Strassenkampf davontragen, gewähren den widerlichsten Anblick, aber der Nutzen, den sie sich als Strassenreinigungskommission erwerben, ist nicht zu verkennen. Mit ihren abendländischen Kollegen haben sie die bekannte Gutmüthigkeit, bei ihnen allerdings schon an Feigheit grenzend, gemein. Leider ist im Orient an die Gründung von Thierschutzvereinen nicht zu denken, so nöthig sie auch wären. Die Grausamkeit, mit der selbst ältere Leute unter den Griechen, nicht nur die liebe Strassenjugend, ohne Anlass die Hunde schlagen, werfen, mit heissem Wasser

verbrühen oder mit Cigarettenstumpfen brennen, die sie ihnen aufs Fell werfen, muss uns mit dem heftigsten Unwillen erfüllen. Selten wird man derartige Rohheiten von Türken ausgeübt sehen. In türkischen Vierteln kann man vielmehr oft beobachten, dass neben den Hausthüren steinerne Näpfe ins Pflaster gesetzt sind, welche regelmässig mit Wasser versorgt werden, und dass man die Jungen mit der Mutter durch alte Körbe und Matten schützt. Charakteristisch ist die Trägheit dieser Thiere. Oft lassen sie sich lieber von den Passanten treten und von den Wagenrädern die Pfoten überfahren, statt rechtzeitig sich von ihrem Platze zu erheben, den sie mit Vorliebe in der Mitte der Strasse wählen. Fast scheint es, als theilten sie die fatalistischen Anschauungen ihrer Herren. Täglich kommen die schrecklichsten Verstümmelungen vor, überall hört man das Wehklagen der armen Thiere. Wenngleich in einer Art von Bundesstaat lebend, halten sie doch die Scheidung nach verschiedenen Strassen streng aufrecht. Wehe dem Vorwitzigen, der es wagt, die Grenze zu überschreiten! Hinein ins fremde Gebiet kommt er wohl, aber plötzlich sieht er sich nach allen Regeln der Taktik von den Feinden umgangen und kann sich glücklich schätzen, wenn er noch lebend zu den Seinen zurückkehrt.

Freudlos, heimatlos, misshandelt, allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, von der schlechtesten, faulsten Nahrung lebend, die ihnen in Gestalt von Abfällen aus Thüren und Läden zugeworfen wird, bald hungernd, bald überfüllt, beständig kämpfend und hadernd, zerfetzt und verstümmelt, müssten, sollte man glauben, die armen Thiere der Hundswuth sehr ausgesetzt sein. Allein Fälle dieser Art kommen fast nie vor. Demnach scheinen Abhärtung, magere Diät und uneingeschränkte Freiheit wirksame Gegenmittel zu sein. Einen besonderen Typus für diese Hunde zu bestimmen, ist nicht leicht. Sie scheinen aus einer Vermischung des spitzohrigen Schäferhundes mit dem gemeinen Wolfshund zu stammen. Doch haben sie keine gekrümmte Ruthe. In Gestalt, Gang und Farbe haben sie viel Aehnlichkeit mit Luchsen und Wölfen. Die vorherrschenden Farben sind rothbraun, schwarz, braun und gelb.

Rechts und links von der Divan Joli münden Gassen ein, die an den Seiten des Hügels heraufsteigen. Wir biegen in eine derselben ein und befinden uns mitten im echten Türkenthum. Alles ist orientalisch, und die tiefe Ruhe, die hier herrscht, sticht sonderbar ab von dem lauten Strassenlärm, der uns noch eben umgab. Hier sieht und hört man nichts. Kleine bunte Holzhäuser begrenzen die Strasse. Das erste Stockwerk springt etwas über das Erdgeschoss vor, das zweite wieder über das erste, und an beiden treten noch zahlreiche Erker und Vorbauten heraus und erschweren die Passage, während sie das Licht von oben dämpfen. Alle Thüren sind geschlossen, Holzgitter bedecken die Fenster und verleihen den Häusern ein geheimnissvolles Aussehen, einen Widerschein der Eifersucht und des Misstrauens ihrer Bewohner. Sie sind dicht genug, um jeden Gegenstand hinter ihnen unsichtbar zu machen, und nicht geschlossen genug, um dem Auge des Spähers den Blick auf die Strasse zu wehren. Wir sehen Niemand, und auf uns blicken hundert Augen. Wir hören wenige Schritte vor uns unterdrückte Stimmen über die Strasse schallen; wir kommen näher, und alles ist still. Nur ein Schatten, ein durchs Gitter blitzendes Auge verräth uns den Ort, woher die Stimme kam. Wir biegen um die nächste Ecke, und aus der Ferne leuchten die blauen Fluthen der Propontis zu uns herauf. Plötzlich scheint die Strasse zu Ende zu sein, ein weiter leerer Raum liegt vor uns, die geschwärzten Trümmer und die wilde, üppige Vegetation dazwischen lassen uns erkennen, dass hier vor einer Reihe von Jahren ein grosser Brand stattgefunden hat. Schmale Fusswege schlängeln sich durch diese Wüstenei. Wir verfolgen einen derselben, er führt uns in ein Viertel, dessen Häuser sich im Grün kleiner Gärten verstecken, dazwischen eine kleine halbverfallene Moschee mit hölzernem Minareh, aber auch hier nirgends ein menschliches Wesen, keine Spur von Leben, alles wie ausgestorben. Kaum aber haben wir den Fuss in die nächste Seitengasse gesetzt, so verändert sich das Bild wie mit einem Schlage: am entgegengesetzten Ende wogt ein buntes Volksgewühl, ein Tramwaywagen rollt wie im Fluge vorüber,

und bald betreten wir einen breiten Platz mit prächtigen Gebäuden, Moscheen und Minarehs, Kiosken und Turbehs: aus dem Frieden des Dorfes sind wir in das laute Getriebe der Grossstadt getreten. Offiziere, Beamte, Eunuchen und Diener zu Wagen, zu Ross und zu Fuss drängen sich durcheinander. Wir befinden uns im Herzen Stambuls, auf dem dritten, dem höchsten Hügel, über welchen sich einst das *Forum Tauri* oder *Theodosii* und das *Capitolium* von Byzanz ausdehnten. Heute nehmen ihn die *Bajazidmoschee*, das *Seraskierat* und die *Solimanieh* ein (v. Plan Nr. 10—12). In der Mitte des Forums erhob sich einst die silberne Reiterstatue seines Gründers, des Kaisers Theodosius I. Nach der türkischen Eroberung wurde das *Eski Serai* (der alte Palast), das später den älteren Damen des Harems zum Wohnsitz angewiesen wurde, und ein Garten darauf angelegt. Im Jahre 1826 aber riss Mahmud II. nach der Vernichtung der Janitscharen und der Umgestaltung des kaiserlichen Hofes und der Ministerien den grösseren Theil der Gebäude nieder. Im Jahre 1870 endlich wurde ein grossartiger Bau im modernen Stile aufgeführt, der das Seraskierat (das Kriegsministerium) und die Bureaux der Militärverwaltung enthält. Auf dem Paradeplatz, welcher sich vor dem Gebäude ausdehnt und von dem davor liegenden freien Platze aus durch einen prachtvollen Thorbau in maurischem Stil zugänglich ist, liegt der hohe, schlanke *Seraskierthurm*. Von seiner Höhe eröffnet sich uns eine entzückende Rundschau. Nicht nur ganz Konstantinopel mit seinen Höhen und Thälern liegt vor uns, unser Blick umspannt vielmehr die ganze ungeheure Weite von den Dardanellen bis auf die Höhe des schwarzen Meeres. Wo ist ein Panorama, das solche Bilder entfaltet, das uns zwei Welttheile enthüllt, nur durch einen schmalen Meeresarm geschieden, der eine die Wiege unseres Geschlechts, der andere der Sitz der Civilisation, der Ausbildung des menschlichen Geistes? Wo erblicken wir so denkwürdige Thaten der Völker durch Klios Griffel mit Lapidarschrift auf die herrlichste Schöpfung geschrieben? Gegenüber erhebt sich das alte Chrysopolis und Chalcedon, die Schule der Weisheit; unter uns breiten sich

die Hügel von Byzanz aus und die festen Mauern des Serais, die Mysterien der Lust und Verbrechen von zwanzig Sultanen in seinem Innern bergend; jenseits die Burg der Genuesen, Galata, einst das Emporium des Welthandels. Unaufhaltsam schweift der entzückte Blick über die strahlenden Spitzen der Sophienmoschee hinaus zu der silberglänzenden See von Marmara und den Zauberinseln der Prinzen; er findet keine Grenze als an den fernen Hügelketten, aus denen sich thronend in die Räume des Aethers der schneebekrönte Olympos erhebt. Nur schwer trennen wir uns von diesem unvergleichlichen Bilde.

Zwischen der Divan Joli und dem Seraskieratsplatz liegt die *Bajazidmoschee*. Der Hof derselben bildet mit der Menge der darin feilhaltenden Händler und der feilschenden Käufer, mit den Schwärmen von Tauben, die in den Säulenhallen rings umher nisten, ein für den Orient höchst charakteristisches Bild. Die Thiere gelten als heilig und stehen unter der Obhut eines Wächters. Wenn er seinen Hirsekasten öffnet, so drängen sie sich in zahllosen Schaaren um ihn her und treten einander auf den Rücken, um nicht zu kurz zu kommen. Die Säulen, welche die bleigedeckten Kuppelhallen tragen, sind aus Jaspis und Verde antico und endigen in zierliche Stalaktitenkapitäle.

Aus der Moschee, die sich sonst von den übrigen wenig unterscheidet, zurückgekehrt, bahnen wir uns durch das Gedränge der Passanten, der herumziehenden Verkäufer und der mit Brot beladenen Esel den Weg nach dem Laden eines Kababdschi, eines Garkoches, um uns hier eine kleine Erholung und Erquickung zu vergönnen. Die offene Vorderseite ist mit einem schmucken Marmortisch geziert, worauf appetitlicher Salat, Schalen mit Jaurt (geronnener, saurer Milch) und Kaimak (Sahne), Hammelkeulen, -Köpfe und -Füsse, Gänseklein, Reis zu Pilaf, fettes Geflügel zum Schmoren, Kürbisse und Weinlaub-Dolmas (mit gehacktem Reis und Fleisch gefüllte und gedünstete Weinblätter) und eine Menge anderer Leckerbissen für orientalischen Geschmack ausgestellt sind. Auf den Wandgestellen stehen schöne Porzellanschüsseln, Schalen und Gläser. Weiter rückwärts befinden sich die Herde, auf welchen über

dem Holzkohlenfeuer die Braten am Spiesse geröstet werden. An die Seitenwand dazwischen lehnt sich der Thron des Besitzers, der hier über die Gefässe mit eingemachten Früchten und Fruchtsäften gebietet, während Gläser mit krystallhellem Wasser aus den besten Brunnen der Stadt auf Nachfrage warten. Im Hintergrunde erhebt sich eine Plattform mit niedrigen Schemeln, auf denen sich das Publikum gütlich thut. Darüber ist eine lustigere Gallerie angebracht, wohin wir als Fremde geführt werden. Die Bedienung ist eine sehr aufmerksame, zwar gibt es weder Tischtücher noch Messer und Gabeln, sondern nur Löffel, und wir müssen *alla turca* d. h. mit den Fingern das Geflügel zerreißen und den Braten vom Knochen herunteressen, aber die Servietten und ein kleiner Brunnen in der Ecke nehmen bald die Spuren dieses barbarischen und doch recht schmackhaften Mahles hinweg.

Neugestärkt setzen wir unsern Weg fort, indem wir die Divan Joli verlassen und wieder die Plätze neben der Bajazidmoschee und vor dem Seraskierat überschreiten. Durch den Thorweg desselben gelangen wir in einen von Kasernen umgebenen Hof und durch diesen zur *Solimanieh*, dem grossartigsten und vollendetsten Denkmal türkischer Baukunst, in der Mitte des 16. Jahrhunderts von Soliman dem Prächtigen errichtet. Wie fast alle Moscheen das Centrum einer kleinen Stadt von Hospitälern, Armenküchen, Bädern, Khans, höheren und Elementarschulen und Bibliotheken bilden, so erhält auch diese durch die Menge der dazu gehörigen Gebäude, durch zwei Vorhöfe und einen grossen Garten eine riesige Ausdehnung. Der Bau, der den Beinamen seines Gründers rechtfertigt, ist aus dem kostbarsten Material errichtet, das zum grossen Theile aus Ueberresten der Kirche der hl. Euphemia zu Chalcedon und der byzantinischen Kaiserpaläste stammt. Marmor tafeln, prachtvolle Fayenceplatten und farbige Inschriften, Wunderwerke türkischer Kalligraphie, bedecken die Wände, und gemalte Fensterscheiben mit Blumen- und Blattornamenten tauchen den Marmorfussboden in eine glühende Farbenpracht. Bewundernswürdig ist die feine Ausführung der Skulpturen.

Der Gesamteindruck ist der einer ruhigen, vornehmen Pracht und edler Harmonie. Dasselbe gilt nicht weniger von dem Grabmal des Stifters, einer achteckigen Turbeh in vollendetem sarazenischem Stil, an welcher aussen 38 Marmorsäulen elegante Spitzbogen und innen 8 Porphyrsäulen die prachtvolle Kuppel tragen. Neben Soliman ruhen hier unter den ungeheuren, mit reichen Stickereien verzierten Sandukas Soliman II. und Achmed II., während die kleineren Särge die sterblichen Reste von Prinzen und Prinzessinnen bergen. Südwärts, mitten



Die Schule ist aus!

in einem Cypressenhain befindet sich das weniger glänzende Mausoleum von Solimans berühmter Favorite Roxolane. Eine dritte Turbeh, ein unbedeutendes, düsteres Gebäude, das seiner Nachbarschaft unwürdig ist, enthält die vernachlässigten Särge eines Sohnes und zweier Enkelinnen Solimans.

Längs der südwestlichen Mauer des äusseren Vorhofes läuft eine breite, von Bäumen beschattete Strasse, deren Südseite von einer Reihe von Kaffeehäusern besetzt ist. Einst waren diese als Sammelpunkte der Opiumraucher berüchtigt. Heute scheint dies Laster hier ausgestorben zu sein, wiewohl

behauptet wird, dass noch viele im Geheimen dem verderblichen Genusse fröhnen. Um uns eine Vorstellung von der Einrichtung dieser im Orient unsere Bierlokale vertretenden Vergnügungsorte zu verschaffen, treten wir in eins der Kaffees ein. Wir sind schon an Enttäuschungen gewöhnt und lassen uns daher von der Einfachheit, oder sagen wir besser, Schäbigkeit der Bude nicht zu sehr überraschen. Von der reichen, eleganten Ausstattung, die wir oft auf Bildern bewundert haben, ist hier nichts zu merken. Das Lokal würde sich am richtigsten mit einer Gesindestube vergleichen lassen. Die Divans, welche sich an den Wänden hinziehen, bestehen aus hölzernen, mit Strohmatte bedeckten Bänken. Auf diesen sitzen die Gäste mit untergeschlagenen Beinen, wort- und, wie es scheint, auch gedankenlos. Selbst Bekannte und Nachbarn begrüßen sich nur stumm in der landesüblichen Weise. Ohne ein Wort zu sagen nimmt der Gast die von dem Wirthe angerauchte Pfeife und den Kaffee in Empfang. Dieser wird auf dem kleinen Herde in der Ecke bereitet, indem man gestossenen Kaffee in einem nur 4—5 mal grösseren Quantum kochenden Wassers aufwallen lässt. Der kleine Metallkocher, den man dazu benutzt, fasst nicht mehr als die Duodeztasse, in welcher der Trank präsentiert wird. Die Pfeife, die man dazu raucht, ist gewöhnlich das Nargileh, die Wasserpfeife. Sie wird durch eine Holzkohle, die auf dem vorher eingeweichten Tümbeki (dem persischen Tabak) liegt, in Brand gehalten. Uebrigens hat die Cigarette sowohl das Nargileh wie den Tschibuk, die lange Pfeife, sehr zurückgedrängt.

Der Kaffedschi ist gewöhnlich zugleich Barbier und übt beide Gewerbe in demselben Raume aus. Mit einer kleinen Zange, mit der er das überflüssige Haar aus den Wangen zieht und dem Bart jene regelmässige Form gibt, welche bei den Orientalen üblich ist, einem kleinen Becken und einem am Gürtel befestigten Lederstreifen zum Abziehen macht er sich ans Werk. Der Kunde lehnt sich, nachdem er seinen Kaffee und seine Pfeife getrunken (der Türke „trinkt“ auch den Tabak), in eine Ecke des Divans. Der Barbier, der ein

buntes Tuch als Schürze vorgebunden hat, wirft ein Handtuch über die Schulter des Patienten und nun verrichtet er, nachdem er Kopf und Gesicht gehörig eingeseift hat, sein Geschäft mit ausserordentlicher Schnelligkeit und Geschicklichkeit. Trägt der Kunde einen Vollbart, so wird blos der Kopf rasirt, zu den Wangen aber die Zange verwendet. Ist die Operation vorüber, so wird dem Kunden ein kleiner Spiegel vorgehalten, worin er mit Freuden sieht, dass Bart und Augenbrauen mit mathematischer Genauigkeit geschniegelt, dass kein einziges Haar die Grenzlinie überschreitet, und dass sein Kopf von allem Ueberflusse befreit ist, mit Ausnahme jenes kleinen Büschels am Scheitel, woran einst, inschallah (so Gott will), sein Schutzengel ihn sanft ins Paradies ziehen wird.

Gewöhnlich sind die Barbieri und Kaffedschis auch Fussheilkünstler und Zahnärzte. Die ausgezogenen Zähne stellen sie als Trophäen ihrer Kunst in einer Glasflasche am Fenster auf.

Doch wir nehmen jetzt Abschied von der stummen Gesellschaft und wandern in südwestlicher Richtung durch einige schmale Gässchen nach dem Thale hinab, welches den dritten und vierten Hügel trennt. Es wird überspannt von dem *Aquädukt* des *Valens*. Die obere Bogenreihe ist zum grossen Theil zerstört, wie man erzählt, auf Befehl Solimans, weil sie die Aussicht von der Schachsadeh-Moschee nach der nördlichen Seite des Hafens verhinderte. Doch bietet der von Schlingpflanzen überwucherte imposante Bau noch immer einen höchst malerischen Anblick dar.

Von der Thalsenkung aus die Höhe des vierten Hügels erklimmend, erreichen wir die *Mehmedieh*, die sich an der Stelle der von Konstantin gestifteten *Apostelkirche* erhebt (v. Plan Nr. 14). Sie wurde von Muhamed dem Eroberer im 10. Jahre nach der Einnahme der Stadt begonnen und in sechs Jahren vollendet. Vor den übrigen Moscheen zeichnet sie sich durch die Menge der mit ihr verbundenen Medressehs (Kollegien) aus, in denen die Kandidaten für das Korps der Ulemas gebildet und in Theologie und Jurisprudenz unterrichtet werden. Die Studirenden erhalten

auf Kosten des Moscheenfonds Unterricht, Wohnung und täglich eine Mahlzeit.

Von der Südecke der Mehmedieh in dieser Richtung weiter gehend, finden wir nach einigem Suchen wieder eine der wenigen Reliquien aus dem Alterthume, die den Verheerungen der Feuersbrünste, Erdbeben, Bilderstürmereien und Eroberungen entgangen sind, die *Säule Marcians*. Dieses Denkmal ist so vollständig von Wohnhäusern eingeschlossen, dass man zehn Schritte davon vorüber gehen kann, ohne es zu sehen. Der Besitzer des Gartens, in welchem es steht, kann zwar die talismanischen Kräfte, welche die Fremden zu dem halbverkalkten Schaft hinziehen, nicht begreifen, wacht aber doch mit grösster Sorgfalt über seine Erhaltung und betrachtet es als Quelle einer jährlichen Rente. Die Säule und das Quartier, wo sie steht, werden von den Türken *Kiss Tasch* (Mädchenstein) genannt. Sie trug ursprünglich die Bildsäule des Kaisers Marcian und besteht aus einem ca. 15 m hohen Schaft aus röthlichgrauem egyptischem Granit. Das Fussgestell wird durch fünf Marmorblöcke gebildet und lässt schlecht erhaltene Reliefs erkennen. Das korinthische Kapitäl, dessen Stellung von der des Piedestals abweicht, wahrscheinlich in Folge eines Erdbebens, ist aus weissem Marmor. An den Ecken des darauf liegenden Marmorblockes, der jedenfalls die Basis der Statue bildete, sind Adler ausgemeisselt.

Die Nachbarschaft der Marciansssäule verleitet uns zu einem kleinen Umweg. Wir gehen einige Schritte weiter südwärts, wenden uns dann zur Linken und kommen so auf den *Etmeidan* (Fleischplatz), das frühere Janitscharenquartier. Dieser Platz nahm einen bedeutenden Theil des südlichen Abhanges des vierten Hügels ein. In dem Befehl zur Vernichtung der zügellosen Banden war auch die ungeheure Kaserne, welche 18,000 Mann fasste, nebst allen anstossenden Gebäuden und Denkmälern, die an diese Truppe erinnern konnten, mit eingeschlossen. Was das Geschütz verschonte, wurde vom Feuer verzehrt oder der Plünderung preisgegeben. Nie war eine Zerstörung gründlicher. Der weite Raum, den ein Labyrinth

von Gebäuden, Höfen, Brunnen, Magazinen und Moscheen einnahm, ist noch jetzt zum grössten Theil eine Wildniss, die nur hier und da von kleinen Gärten unterbrochen wird. Die Einsamkeit und Todtenstille dieser an historischen Erinnerungen so reichen Gegend bildet einen seltsamen Kontrast zu dem Geräusch und kriegerischen Getümmel früherer Zeiten. Hier beginnen die Einöden der grossen Stadt, und Mauertrümmer, wüste Plätze und halbbepflanzte Gärten ziehen sich bis zum Adrianopler Thor hin. Es ist, als ob Menschen und Luft diese Brandstelle der Geschichte flöhen, und der giftige Hauch moralischer Verpestung jedes Gedeihen verhinderte.

Mahmud der Reformator befand sich, als die trotzigen Janitscharen ihn zwingen wollten, die Reform der Armee einzustellen, in nicht geringer Verlegenheit, wie er dieser Forderung entgegentreten sollte, da von den neuorganisirten Truppen wenige vorhanden, und diese Wenigen noch nicht erprobt waren. Der energische Hussein Pascha, selbst aus dem Janitscharenkorps hervorgegangen, rieth zu seiner Vernichtung durch Gewaltstreich, um die ewig wiederkehrenden Meutereien und die ewig neuen Verlegenheiten auf einmal zu beenden. In aller Stille sammelte er die kaum 2000 Mann starke Truppe, entliess die Gefangenen aus dem Bagno mit dem Versprechen ihrer Freilassung, wenn sie sich brav schlügen, und rückte vor das Bollwerk des Uebermuths, die Hauptkaserne der Rebellen, die er zum verzweifeltsten Widerstand gerüstet fand. Vor dem grossen Portal pflanzte er sein Geschütz auf und rief dem zögernden Sultan zu, Feuer geben zu lassen, als die Empörer Miene machten hervorzubrechen. „Tödtet sie, oder sie werden dich tödten!“ schrie er, und die Kartätschen wühlten in den Eingeweiden der von Menschen vollgestopften Kaserne. Die Janitscharen verloren den Kopf und suchten sich zu retten. Da dies aber unmöglich, weil die Kaserne umzingelt war, so fürchtete Hussein, dass die Verzweiflung sie zum Durchbruch treiben könnte. Er bediente sich daher einer echt türkischen List, indem er eine entlegene Hinterpforte öffnen liess, durch welche sich, von der dunklen Nacht begünstigt, die meisten



Landungsstelle bei Skutari.

der Belagerten flüchteten. Die Macht der gefürchteten Bande, unter welcher gleichzeitig auf dem Atmeidan ein furchtbares Blutbad angerichtet wurde, war gebrochen, zu Tausenden sanken ihre Leichen in den Bosphorus, die Kessel, ihr heiliges Feldzeichen, wurden zerschlagen und das Wort Janitschar aus dem türkischen Wörterbuch gestrichen.

Jetzt ist nichts mehr übrig, als die reizende Aussicht, welche jene Tyrannen der Sultane und des Volkes von ihren südlichen Fenstern aus genossen. Im Osten die blaue Propontis und das ferne bithynische Gebirge, im Westen die krenelirten Thürme und Stadtmauern, hoch emporragend über die blühenden Gärten von *Jeni Bagtsche*, durch welche der schlammige *Lykusbach* sich windet, und im Süden der *Avret-Bazar*, wo sich das verkalkte Piedestal der *Arcadius-Säule* befindet, einer Nachahmung der Trajanssäule, umgeben von einer Menge schöner Häuser, die im Schosse lachender Gärten und Haine ruhen.

Von Etmeidan aus suchen wir in südlicher Richtung den Tramway wieder zu gewinnen und erreichen ihn bei der erst vor wenigen Jahren vollendeten zierlichen Moschee von *Ak Serai*, die von der Mutter des Sultans Abd ul Aziz gestiftet wurde. Der Tramway gabelt sich hier: die eine Strecke, die aber seit Jahren nicht mehr befahren wird, führt in nordwestlicher Richtung bis zum Adrianopler Thor, die andere längs der Eisenbahn und des Ufers in südwestlicher Richtung bis Jedi Kuleh. Doch der hereinbrechende Abend nöthigt uns zur Rückkehr. Von der kleinen, eleganten *Laleli-Dschami* an beginnt die Bahn zu steigen und bringt uns wieder auf die Höhe des dritten Hügels, an die Bajazidmoschee. Durch die Divan Joli geht es in eiligem Laufe zurück, vorüber an der verbrannten Säule und der Turbeh Mahmuds, bald blitzt der Riesenhalbmond auf dem Dome der Aja Sofia in der Abendsonne zu unserer Rechten auf, die hohen Seraimauern werfen ihre Schatten in den Wagen, und nach wenigen Minuten verlassen wir an der neuen Brücke das Gefährt.

Der Bazar.

An derselben Stelle, wo wir gestern unsere Wanderung durch Stambul beendigten, nehmen wir sie heute wieder auf. Vom Balukbazar ausgehend, biegen wir vor der Jeni Dschami rechts ab, überschreiten den äusseren Vorhof, auf dem ein reges und buntes Markttreiben herrscht, verlassen ihn durch das nördliche Thor und wenden uns unmittelbar hinter diesem nach dem links liegenden *Misr Tscharschissi*, dem *Egyptischen Bazar*. Besser können wir unsere Forschungsreise durch die Bazars nicht beginnen, als mit diesem Schauplatz orientalischen Handelslebens, der sich vollkommen in seiner ursprünglichen Reinheit und Echtheit erhalten hat und durch keine europäische Neuerung entstellt ist. Der egyptische Bazar besteht aus einer 140 Schritt langen und 20 Schritt breiten, hoch überwölbten Strasse, welcher die Fenster der Wölbung nur eine unsichere und dämmerhafte Beleuchtung zukommen lassen. Der Vergleich mit einem Tunnel gibt wohl die der Wirklichkeit entsprechendste Anschauung. Auf beiden Seiten befinden sich dicht nebeneinander liegende Kaufläden, und zwar stehen innerhalb des Tunnels nur die terrassenförmig aufgebauten Tafeln oder Ladentische, das eigentliche Lager aber befindet sich in dem dahinter liegenden kuppelbedeckten Ausbau, zu dem man auf schmalen Stufen gelangt. Hinter dem Ladentische sitzt in dem kleinen offenen Gang auf einem Divan der Herr, ihm zu Füßen der Ladenjunge. Das Ganze ist luftig, kühl und für das Geschäft der Ladeninhaber, die ohne Ausnahme türkische Spezereihändler und Droguisten sind, vortrefflich geeignet. Die stark, aber angenehm riechenden und hübsch arrangirten Waaren haben, da sie ursprünglich von Egypten oder durch diese Provinz aus Arabien und Indien kommen, dem Markt seinen Namen gegeben. Da die Auslagetafeln nicht durch Zwischenwände getrennt sind, so hindert nichts den Durchblick von einem Ende zum andern. Modelle von Schiffen,

Bilder, fromme Sprüche und verschlungene Namenszüge unter Glas und Rahmen, hier und da ein phantastischer Vogelkäfig oder ein Straussenei hängen an der vorstehenden hölzernen Kranzleiste eines jeden Standes. Nirgends aber findet man die Namen der Eigenthümer oder auf ihr Gewerbe und ihre Waaren bezügliche Schilder, welche überflüssig sein würden, da die Waaren offen zur Schau ausgestellt sind. Sind die Geschäfte beendet, so wird ein grosses, an die Kranzleiste mit Angeln befestigtes Brett herabgelassen, das den innern Laden bedeckt. Ueber die vorn liegenden Waaren wird ein Tuch gebreitet, denn da der Bazar von besonderen Wächtern bewacht wird, braucht man keinen Diebstahl zu befürchten. Der Reichtum und die Mannigfaltigkeit der zum Verkauf ausgestellten Gewürze, Sämereien, Mineralien und Farben, die überall herrschende Ordnung und die Ehrenhaftigkeit der Kaufleute, die nicht ohne Bildung sind, machen diesen Bazar zu einem der interessantesten Punkte der Hauptstadt.

Was die Redlichkeit im Handel betrifft, so wird man überhaupt fast immer dem Türken vor dem Perser, Armenier, Griechen und Juden den Vorzug geben. Wenn trotzdem heutzutage mancher türkische Händler oft das Doppelte, ja Dreifache vorschlägt, so hat er das erst von jenen gelernt, und doch bleibt er ihnen gegenüber in dieser Kunst immer ein Stümper, wie er es auch niemals zu der Zudringlichkeit und Verschlagenheit dieser nicht nur im Orient dadurch berüchtigten Handelsvölker bringen wird. Mit diesem redlichen Sinn verbindet der niedere Türke eine seltene Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit. Wenn er sich bei seiner Arbeit, in seinem ganzen Thun und Lassen bedächtig, ja träge zeigt und sich das *jawasch, jawasch!* (langsam) zum Prinzip macht, so stellt er dafür auch keine hohen Ansprüche ans Leben, sondern beweist eine ausserordentliche Mässigkeit und Bedürfnisslosigkeit. Mässig in der Kost, die ausser der einfachen Hauptmahlzeit fast nur in Brot, Käse und Früchten besteht, verzichtet er auch sonst auf allen Komfort. Während die höheren Klassen es mit dem Verbot der geistigen Getränke nicht genau nehmen, ja Fälle von Trunksucht

nicht zu den Seltenheiten gehören, sind die unteren Stände in der Regel sehr nüchtern. Vor allem kann man diese Mässigkeit und Nüchternheit am türkischen Soldaten beobachten, der, mitten aus dem Volke hervorgegangen, den Charakter desselben am treuesten widerspiegelt. Ueberhaupt kann man den grössten Theil der gegen den türkischen Charakter erhobenen Beschuldigungen getrost auf Rechnung der höheren Stände, der „Effendiwelt“, setzen, die ihrer Abstammung nach meist ein Gemisch fremder, namentlich arabischer, griechischer, kurdischer, armenischer und slavischer Elemente mit türkischen ist und von der civilisirten Welt mehr Laster und vornehme Unarten als Tugenden angenommen hat. Unter dem europäischen Firniss aber liegt noch der alte Türkenstolz verborgen, der auf Ackerbau und Handel verächtlich niederschaut, dabei aber in der allgemeinen Korruption nichts Ehrenrühriges erblickt. Nirgends finden sich solch grelle Widersprüche wie in diesen Klassen, Resultate einer falschen Erziehung und erblicher Gebräuche. Fürstliche Grossmuth und patriarchalische Mildthätigkeit sieht man neben dem unersättlichsten Geiz und Egoismus, stoische Tapferkeit und das feinste Gefühl persönlicher Würde erscheinen neben kriechender Unterwürfigkeit und Verachtung der eigenen Ehre wie der allgemeinen Wohlfahrt.

Der stärkste und gerechteste Tadel aber, der gegen den Türken erhoben wird, ist seine dem vielgeschäftigen Europäer unbegreifliche Trägheit und sein Indifferentismus, der Mangel jedes energischen Strebens und Wirkens, und die Gewohnheit, jede Sache hinauszuziehen. Auch in diesem Charakterzuge zeigt er sich ganz als Sohn des Orients, bekennt er sich zum Islam und seiner Lehre vom Kismet, dem Schicksal, dem Keiner entgehen kann. Sein langsames und gemessenes Benehmen aber, das auch in seiner Sprechweise zu Tage tritt — man hört wohl kaum anderswo selbst Leute niedrigen Standes so ausdrucksvoll und rein sprechen — verleiht ihm eine vornehme Würde, die sich im Verkehr mit anderen zu einer ausgezeichneten Höflichkeit gestaltet. Den Fremden berührt dies besonders angenehm und nimmt ihn für das Volk ein, aber man hüte



sich für gewöhnlich, mehr als konventionelle Freundlichkeit dahinter zu suchen; denn im Grunde ist der Osmane dem Franken herzlich wenig zugeneigt, heutzutage allerdings weniger seines Glaubens als seines politischen und sozialen Einflusses wegen. Der Sinn für Ceremonien und äussere Formen ist dem Türken einmal angeboren, und dabei ist trotz der scharf bezeichneten Schranken, welche die Etikette allen Klassen vorschreibt, weder Zwang noch Verlegenheit bemerkbar, überall gibt sich eine Sicherheit und Leichtigkeit kund, die an Anmuth grenzt.

Aus dem südlichen Thore des Egyptischen Bazars gelangen wir in eine enge Gasse, die schlecht gepflastert und beständig voll Koth ist. Zu beiden Seiten haben Fleischer, Gemüse- und Obst-Händler, welche ihre Waare reizend zu arrangiren verstehen, und Verfertiger der rothen, goldverzierten Pfeifenköpfe ihre Läden. Unter den Früchten fallen uns durch ihre Grösse die süssen Trauben, Tschausch genannt, und die Melonen auf, die im Herbste die Hauptnahrung der ärmeren Klassen bilden. Gemüse gibt es in erstaunlicher Menge und von den wohl-schmeckendsten Arten. Artischocken, verschiedene Arten von Bohnen, Kürbissen und Gurken, Blumenkohl, Tomaten gehören unter die Früchte, die am meisten geschätzt werden.

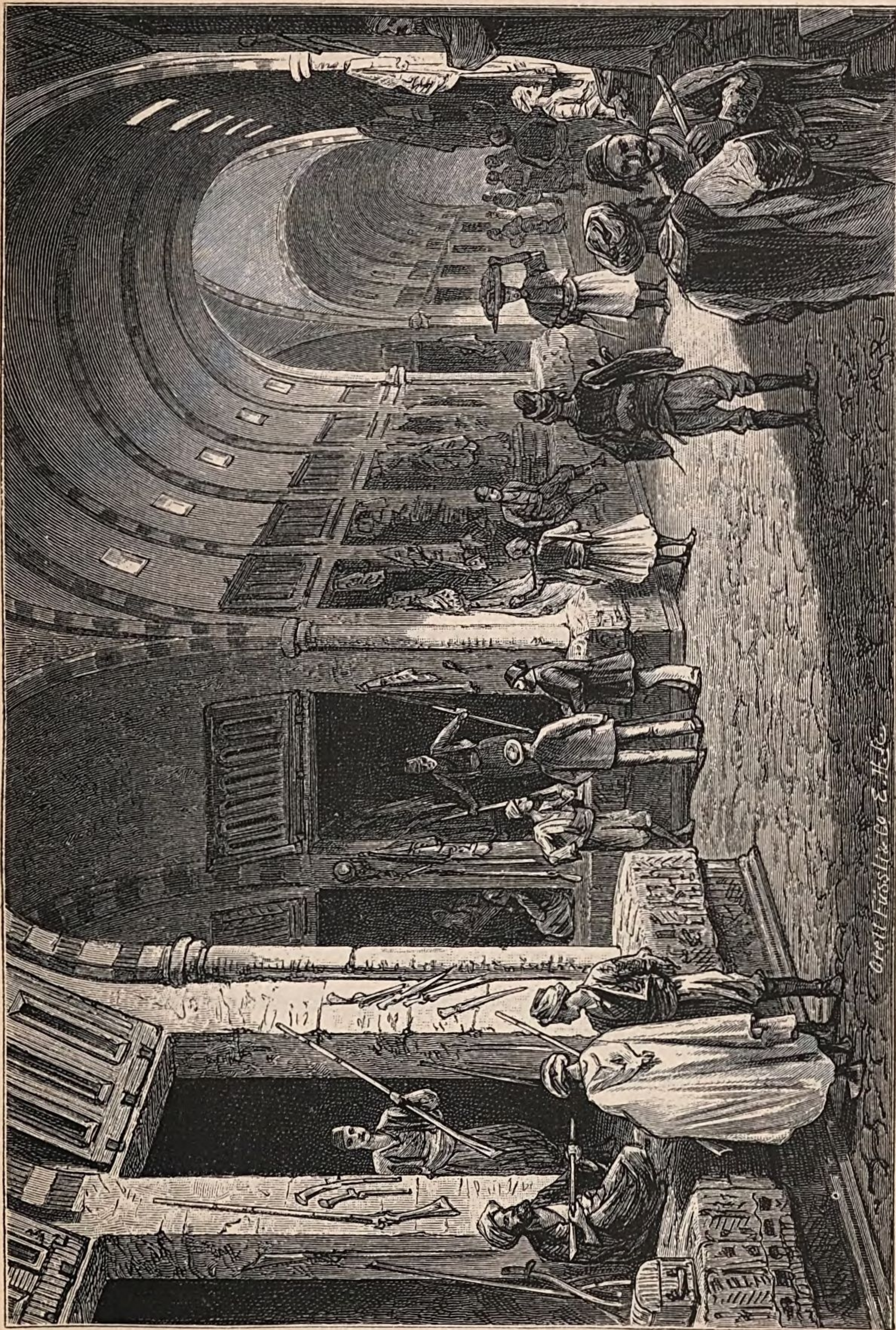
Am Ende dieser Gasse finden wir auf der linken Seite Buden von Hebräern, welche Topfgeschirr, Nargilehgläser und Metallgeräthe feil halten. Wenden wir uns rechts, so gelangen wir zu den Ständen der Verkäufer von Rosenkränzen (Tespis). Die gewöhnlichen sind aus Holz, Buchsbaum oder Knochen, die geschätzteren aus Korallen, Perlmutter, Sandel- und Aloe-holz, bisweilen von echten Perlen. Der Rosenkranz ist das unentbehrliche Spielzeug der Moslim wie der Christen aller Klassen und beider Geschlechter. Niemand geht oder reitet ohne einen Tespih in der Tasche oder in der Hand, er ist unerlässlich zur Arbeit wie zur Erholung und ebenso nothwendig zum Denken wie zum Verdauen.

Die an diese Buden stossenden *Khans* sind zu den schönsten und ausgedehntesten Anstalten dieser Art in der

Stadt zu rechnen. Es sind hohe, steinerne Gebäude, in denen sich nur Waarenlager oder grosse Werkstätten befinden. Früher dienten sie auch zur Beherbergung der Reisenden. Hunderte von Kaufleuten, heute auch europäische, haben hier ihre Komptoirs und Lager. Zu beiden Seiten der nach dem Seraskierat aufsteigenden steilen Gasse liegend, bieten sie einen höchst malerischen Anblick. Ihre altersgeschwärzten, nur von wenigen vergitterten Fenstern unterbrochenen Wände erheben sich Festungsmauern gleich zu bedeutender Höhe. Sie umschliessen einen weiten Hof, in dessen Mitte bisweilen eine kleine Moschee steht. Nach diesem öffnen sich die an verschiedene Kaufleute vermieteten Lager Räume (oft 200—300) auf bedeckte Gallerien, die von steinernen Säulen getragen werden. Die Gebäude sind mit unzähligen gleich grossen Bleikuppeln gedeckt. Bei der Stärke und Festigkeit dieser ungeheuren Waarenhäuser, ihrer Sicherheit gegen Feuer und Diebstahl, ihrer Lage in der Mitte der Stadt, und in Anbetracht des mässigen Miethzinses sind sie für eingeborne und fremde Kaufleute gleich vortheilhaft.

Durch das Quartier *Mahmud Pascha* steigen wir jetzt den Abhang des zweiten von der Moschee *Nuri Osmanieh* gekrönten Hügels aufwärts und gelangen an den östlichen Haupteingang des *Grossen Bazars*. Dieser besteht aus einem Labyrinth von überwölbten Strassen, das, zwischen den Moscheen *Bajazid* und *Nuri Osmanieh* und mehreren Khans sich ausdehnend, ein ca. 250 m² grosses Viereck einnimmt, in welchem jedem Gewerbe von Alters her eine oder mehrere Gassen angewiesen sind. Die Läden sind ähnlich wie die des Egyptischen Marktes, nur dass hier meist die zu beiden Seiten angebauten Gewölbe der Ort sind, wo die Geschäfte abgeschlossen werden, während die in dem Tunnel befindlichen niedrigen Bühnen mehr zur Auslage dienen. Hier sitzt gewöhnlich auch der Besitzer des Ladens.

Mit vieler Mühe sind wir endlich die jüdischen und griechischen Dragomane los geworden, die uns von allen Seiten mit unverschämter Zudringlichkeit anfielen, und können jetzt unbehelligt unsere Wanderung durch diese vielverschlungenen



Welt Füssli & Co. & H. & C.

Strasse im Bazar.

Irrgänge antreten. Der Juwelen-Bazar, der uns zur Linken liegt, ist einer der reichsten und war früher, als die Armuth noch nicht so allgemein war, auch einer der belebtesten. Wie in den meisten Strassen des Bazars, ruht sein gewölbtes Dach auf einer doppelten Arkadenreihe. Zwischen den Säulen und den Seitenwänden ziehen sich erhöhte, mit Steinplatten bedeckte Steige hin, welche zum Theil von den Ladentischen eingenommen werden. Hinter diesen führen niedrige Thüren in der Mauer in die dahinter liegenden kuppelbedeckten Verkaufsgewölbe und Waarenlager. Die Juwelenhändler sind fast ausschliesslich Juden und Armenier.

Die Geschichte der letzteren, die nach den Griechen und Türken im osmanischen Reich wie in der Hauptstadt desselben am stärksten vertreten sind, erinnert in mehr als einem Moment an die des jüdischen Volkes. Wie dieses fast über die ganze Erde verbreitet, blieben sie unwandelbar ihrem Glauben treu, suchten sie ihren Erwerb meist in Bank- und Handelsgeschäften und nährten im Geheimen die Hoffnung auf die Wiederherstellung ihrer Nationalität. Nur gilt letzteres heutzutage nur noch von den mittleren und unteren Klassen. Den oberen, zu Reichthum und Ansehen emporgestiegenen Ständen und dem Klerus, der dem griechischen an Unwissenheit nicht nachsteht, fehlt der patriotische Gemeinsinn, den wir an den Griechen so sehr bewundern. Unter der ganzen Rajah *) sind die Armenier von jeher die willfährigsten und nachgiebigsten Unterthanen der Pforte gewesen. Sie wussten sich am schnellsten in die neuen Verhältnisse zu finden, und überall, wo sie sich unter die türkische Bevölkerung mischten, nahmen sie deren Sprache an. Diese geistige Schmiegsamkeit und Nachgiebigkeit verschaffte ihnen die Gunst ihrer Herren und machte sie denselben fast unentbehrlich. Besonders aber verstanden es die Vornehmeren, sich in die Finanzämter ein-

*) Das Wort „Rajah“ (Heerde) wird in der offiziellen Sprache von allen Unterthanen des Sultans gebraucht und enthält durchaus keine injuriöse Bedeutung. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch aber bezeichnet man damit die nicht muhamedanische eingeborne Bevölkerung.

zuschmuggeln und durch Bank- und Wechselgeschäfte ihren Wohlstand zu vermehren. Auch das Steuerwesen ging fast ausschliesslich in ihre Hände über. Wenn ihnen daher ihre Gewinnsucht, die nirgends bessere Beute finden konnte als in diesem verrotteten Staatswesen, und ihre persönlichen Vorthelle höher stehen, als die politische Selbständigkeit ihres Heimatlandes, so fürchtet die Geistlichkeit, besonders die höhere, den Einfluss zu verlieren, den sie nicht nur in der geistlichen, sondern auch in der weltlichen Verwaltung besitzt; denn Justiz und Administration liegen fast ausschliesslich in ihren Händen.

Die Juwelenhändler — um zu diesen zurückzuhehren — sitzen hinter dem schmalen Tisch, auf welchem die Waaren in Glaskästen zum Verkauf ausgestellt sind. In dem hinteren Gewölbe befindet sich die Werkstatt. Viele Juweliere handeln auch mit alten Münzen und geschnittenen Steinen und suchen uns mit dem Rufe: *antica, antica!* anzulocken. Doch besitzen sie selten etwas Werthvolles. Ihre geschickten Nachahmungen täuschen aber oft die geübtesten Augen.

Vom Juwelenbazar begeben wir uns durch den Pantoffelmarkt nach dem Jaghlik Tscharsi, dem Taschentuchmarkt, einem der interessantesten und originellsten Punkte des ganzen Bazars. Die Wände sind hier mit Schubladen und Gestellen versehen, und am Gesimse ragen Stäbe hervor, an denen allerlei Artikel hängen, so dass der obere Theil dieses Marktes das Aussehen hat, als wäre er mit glänzenden Bannern und Fahnen und die Wände mit schimmerndem Behänge verziert. Hier befinden sich auch die Verkäufer orientalischer Kuriositäten. Ein Besuch in dem Laden des würdigen Suleiman Effendi wird uns Gelegenheit geben, hinterdrein die Beobachtung zu machen, dass man hier gewöhnlich mehr Geld los wird, als man vorher für die *curiosités orientales* ausgeworfen hatte. Mit freundlichem Gruss bewillkommt uns der allen Reisenden wohlbekannte Besitzer. Bevor der Handel beginnt, bietet er uns eine Tasse Kaffee an. Sein Ladenjunge hat ihn bei dem Kaffedschi geholt, der in einem benachbarten Winkel sein Kohlenfeuer unterhält. Nach einigen gleichgültigen Redensarten beginnt

Suleiman die Schätze seines Ladens vor uns auszubreiten, Tischteppiche, geschmackvoll und reich mit Arabesken, Blumen und Inschriften in den buntesten Farben und Gold und Silber gestickt; sie werden ausschliesslich für die Franken gearbeitet, während die Türken, welche unsere Tischformen nicht kennen, sie überhaupt nicht kaufen; Handtücher und Servietten mit reichgestickten Kanten, seidene Gürtel, gegen 4 *m* lang und 1 *m* in der Breite, jetzt nur noch von den Mittelklassen getragen; Birundschik, das leichte Hemdenzeug, Brüssaseide, goldgestickte Pantoffeln, die aber in Wien fabrizirt sind; seidene Kopftücher, Baschliks, alte Waffen und Geräthe, Perlmuttertaburets, Konsolen u. s. w. Es dauert ziemlich lange, bis wir handelseinig werden, denn wenn auch Suleiman nicht so unverschämte Forderungen stellt, wie sie sonst landesüblich sind, so schlägt er doch immer stark vor, weil er weiss, dass auch die Fremden gewöhnlich dahin instruiert sind, nur den dritten oder vierten Theil der geforderten Summe zu bieten.

Beim Verlassen des Ladens werden wir Zeugen einer höchst drastischen Strassenscene. Ein Volkshaufe drängt sich um zwei Menschen, von denen der eine ein Grosshändler, der andere ein Kaffedschi ist. Beide befinden sich im Zustande heftigster Aufregung und sind dem Soldaten, der sie begleitet, zum Trotz in hitzigen Streit verwickelt. Endlich gehen sie, halberschöpft von ihren leidenschaftlichen Ergüssen und Lästerungen, die sich nach orientalischem Usus gegen die beiderseitigen Eltern und Ureltern richten, einige Schritte vorwärts. Kaum aber haben sie sich etwas erholt, so halten sie wieder inne, und der Grosshändler ruft den Umstehenden zu:

„Ein sauberer Bursche das! Der versteht aus nichts etwas zu machen. Er zehrt vom fremden Fette. Seht, trägt er nicht einen kostbaren Pelz? Maschallah (Gott ist gross)! hat er nicht einen herrlichen Shawl? Bei meiner Seele, das sind die Früchte vierjähriger Spitzbüberei. Seht, er bezahlt mit Versprechungen und verkauft doch seine Waare für baares Geld. So könnte ein Hund reich werden! O, das ist ein Schlimmer, mischt unter meinen guten Kaffee gerösteten Roggen und verdoppelt dadurch

die Quantität. Er verfälscht meinen feinen Zucker mit Sand, erhöht dadurch das Gewicht und ist somit nicht nur ein Dieb, sondern auch ein Giftmischer. Dies alles hat er vier Jahre lang getrieben, ohne mir auch nur einen Para zu bezahlen!“

„Was schreist du da, du Langohr?“ unterbricht der Schuldner den Gläubiger. „Du lügst, du Schmutzfink, du Schändlicher, du bist ein Leuteschinder,“ und nun quillt mit erstaunlicher Zungenfertigkeit ein geschlossener Strom von Verbalinjurien hervor, die mit den schlimmsten Beleidigungen der Mutter seines Gegners enden. Mit wildem Blicke rückt ihm dieser jetzt auf den Leib, aber der Kaffedschi lässt sich nicht irre machen: „Ja, das thu ich, und deine Seele geht noch in den Kauf!“

„Bujurum (das wollen wir doch sehen)!“ versetzt der Kaufmann, streckt mit diesen Worten den Kopf vor und spuckt seinem Schuldner tüchtig auf den Bart. Letzterer will in dieser Art der Kriegsführung nicht den Kürzeren ziehen; er erwidert sofort das Kompliment mit einer ähnlichen Salve. Da hebt der Kaufmann die Hand empor, holt aus und versetzt dem anderen eine tüchtige Ohrfeige mit den Worten: „Haha, du Hund, du Hundesohn! Du häufst ja Koth auf Koth! Da, verzehr das!“

Der Kaffedschi, der wenig geneigt scheint, diese Art von Rückständen sich anhäufen zu lassen, hat sich kaum von dem ersten Streich erholt, als er vorspringt und das Anlehen mit einem fürchterlichen Schlage auf die Nase des Gläubigers zurückzahlt, mit einem Schlage, der darauf berechnet scheint, sie so platt zu drücken, wie die des Negerjungen ist, der den Kaufmann begleitet, und dem unter allen Zuschauern die Scene am meisten Spass macht. Sein grinsendes Gesicht nimmt mehr und mehr die Form eines Froschkopfes an.

Der Kaufmann findet, dass er in dieser Gefechtsweise wahrscheinlich unterliegen wird, zieht sich zurück, legt den Finger ans Auge und ruft mit einer Stimme, worin sich Zorn und Jammer mischen: „Seht, seht den Schurken, seht, wie er seine Schulden bezahlt! Er möchte mir gern die Augen aus-

schlagen, damit ich nichts sehe und vor dem Kadi keine Rechnung aufstellen kann. Inschallah (so Gott will)! er soll theuer dafür büssen, so lange in Stambul Gerechtigkeit zu finden ist. Viertausend Piaster für Kaffee und Zucker und eine zerquetschte Nase — das gibt eine hübsche Rechnung!“

Jetzt endlich tritt der Soldat, der bisher mit sichtbarem Vergnügen dem Kampfe zugesehen hat, dazwischen und fordert die Streitenden auf, ihm nach dem Kolluk (dem Wachthause) zu folgen. Uebrigens spiegelte sich während des ganzen Auftritts in den Mienen fast aller Umstehenden lebhafter Unwille über diese pöbelhafte Verletzung des Anstandes wider.

Die Bahn ist, nachdem sich die neugierige Menge veraufen hat, wieder frei, und wir setzen unsern Weg fort. In den Läden der nächsten Gasse gibt es die musselinenen Tücher, welche von armenischen und griechischen Weibern in den Dörfern am Bosporus gefärbt werden. Sie werden von allen Klassen getragen, von den Männern um den Fess geschlungen, den griechischen Frauen aber dienen sie als Sack für den langen Haarzopf, den sie im Negligé, d. h. fast den ganzen Tag über, herabhängen lassen. In einer benachbarten Strasse werden von Armeniern und Griechen Wollen- und Baumwollenzeuge und verschiedene andere europäische Fabrikate verkauft. Durch mehrere Seitengassen, in denen die verschiedensten Produkte in- und ausländischer Industrie ausliegen, gelangen wir in eine aussergewöhnlich breite und hohe Strasse, welche von der Nuri Osmanieh bis zur Mauer des Seraskierats führt. Hier wogt das bunteste Menschengewühl. Türkische Frauen umstehen feilschend und bewundernd die ihnen angebotenen Seidenwaaren, Reiter und Ochsenwagen drängen sich hindurch, und Verkäufer von Esswaaren suchen das von den hohen Wölbungen widerhallende Getöse mit ihren Rufen zu übertönen. Am nördlichen Ende der Strasse haben die Teppichhändler ihre Läden und Khane. In Stambul selbst und seiner Nachbarschaft gibt es keine Teppichmanufaktur, die Waaren kommen vielmehr aus Persien, Buchara, Kaschmir, Anatolien und verschiedenen anderen Pro-

vinzen des Reichs. Doch haben die billigeren europäischen Produkte auch diesen Handel schon sehr geschmälert.

Kein Artikel ist der türkischen Bevölkerung so unentbehrlich als Teppiche. Sie bilden den wichtigsten Theil der Hausgeräthe. Im Hause gebraucht man sie als Sitze, auf Reisen als Betten und Bettstellen, zum Beten gehört ein Teppich, und bei Vergnügungspartien sind sie Gegenstände des Bedürfnisses und des Luxus. Am häufigsten findet man Smyrna- und persische Teppiche.

Der starke Duft, der uns in der nächsten Gasse empfängt, rührt von den Parfümerieläden her. Keine andere Nation hat solche Vorliebe für Wohlgerüche und aromatische Oele wie die Türken. Das berühmte Rosenöl kommt selten rein in den Handel, sondern wird mit Oliven- oder Mandelöl verfälscht. Hier gibt es auch Antimonium, das in Weingeist aufgelöst, mit zerstoßenen Galläpfeln, Gummi und Wachs vermischt und stark mit Moschus parfümirt, von den Frauen zum Färben der Augenbrauen und Wimpern verwendet wird. Es gibt den Augen jenen schmachtenden und doch so glänzenden Ausdruck, der die Orientalinnen auszeichnet. Die Sitte, die Fingernägel und die innere Handfläche mit Henna, einer rothen Salbe, zu färben, beschränkt sich jetzt fast ausschliesslich auf Frauen der unteren Klassen und Sklavinnen.

Doch vergebens versuchen wir die Mannigfaltigkeit der hier aufgestapelten Waaren zu schildern; selbst wenn wir uns der grössten Ausführlichkeit befleissigten, würde es uns doch nicht gelingen, ein der Wirklichkeit entsprechendes Bild zu geben. Nur dem originellsten Theile des Bazars wollen wir noch einen kurzen Besuch widmen. Es ist dies der *Silah-* (Waffen-) *Besestan* (letzteres Wort bedeutet eigentlich Leinwandplatz und bezeichnet die ursprüngliche Bestimmung dieses Theiles des Bazars), ein hohes, mit 15 Kuppeln versehenes, längliches Viereck, das vier gewölbte Eingänge mit massiven Thoren hat. Sein Inneres besteht aus einem parallel mit den Wänden laufenden Gang mit doppelten Ladenreihen und vier Quergängen, welche die Mitte durchschneiden und gegen die

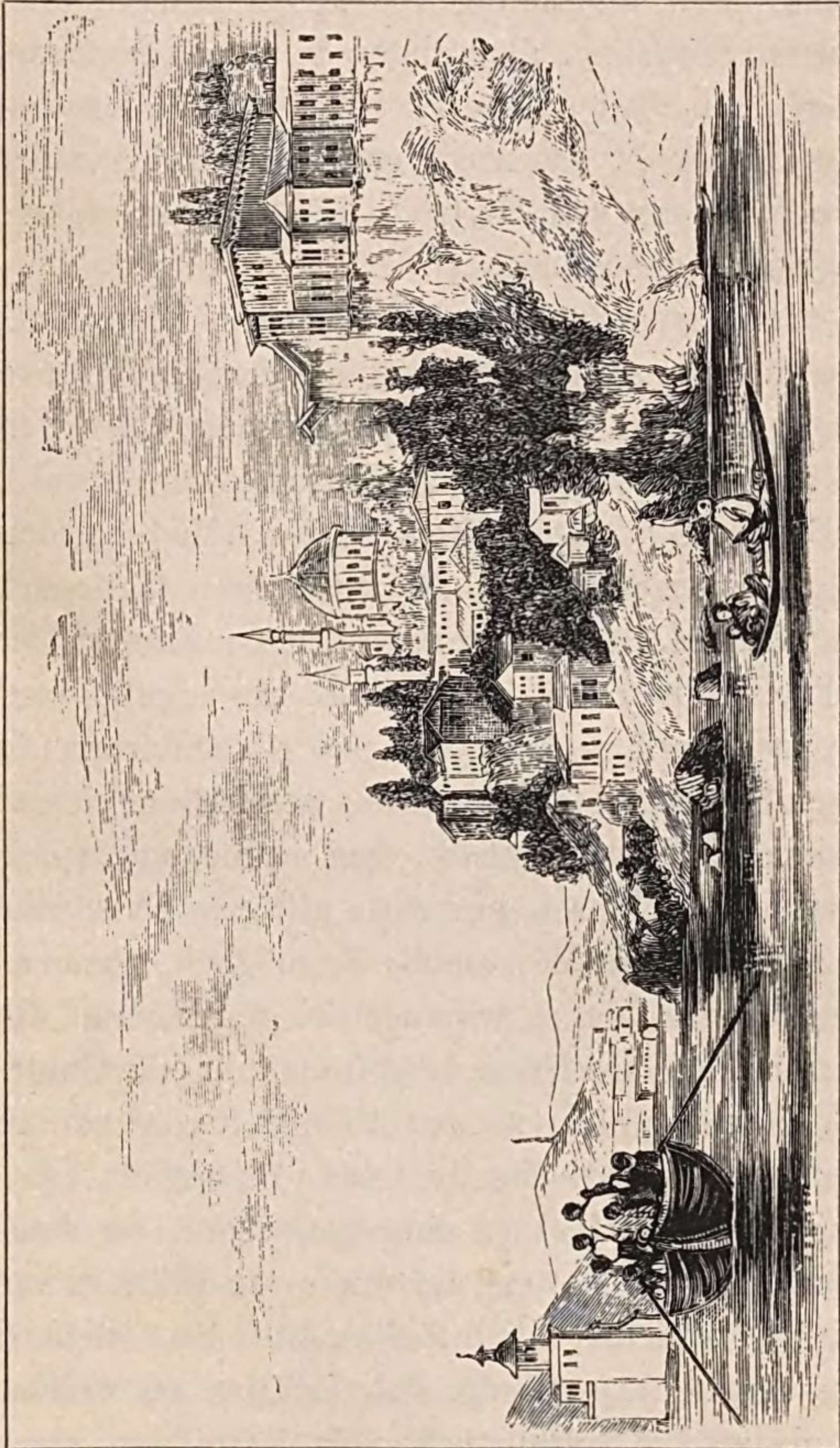
Thore münden. Das Ganze ist dauerhaft gebaut, aber durch die Fenster in der Wölbung nur mangelhaft erleuchtet. Während der übrige Bazar um zehn Uhr, d. h. zwei Stunden vor Sonnenuntergang geschlossen wird, ist der Besestan nur bis sechs Uhr offen. Nach der orientalischen Zeitrechnung beginnt nämlich der Tag mit Sonnenuntergang, und zwar zerfällt er in zwei gleiche Theile, jeder zu zwölf Stunden. Bei Sonnenuntergang ist es stets 12 Uhr, daher ist die 13. Stunde darauf 1 Uhr Morgens. So wechselt natürlich auch der Mittag jeden Tag im Jahre. Die Uhr muss also täglich von neuem gerichtet werden.

Waffen werden heutzutage im Besestan fast gar nicht mehr verkauft, sondern nur antike Kuriositäten aller Art. Dazu gehören besonders altes Porzellan, kostbare Pfeifen, vergoldete Geräthe für die Tafel, für die Waschungen oder zum Räuchern, reich verzierte Zäune, Schabracken und Steigbügel, Löwenfelle, alte Büchsen mit Perlmutter ausgelegt, goldene Talismane, Wand- und Taschenuhren, Shawls, Nargilehs, reich gestickte, mit Pelzwerk verbrämte albanesische Gewänder, arabische Mäntel, Bogen und Pfeile, Keulen und Streitäxte, Krummsäbel und Yatagans, kostbare Rosenkränze, persische Email- und Filigranarbeiten u. s. w.

Doch schon leeren sich die Gassen des Besestan, und die Wächter klirren verständlich mit den Schlüsseln. Zudem haben wir heute noch einen weiten Weg vor uns. Wir wollen den Nachmittag zu einem Ausfluge nach Skutari und dem Tschamlidscha verwenden.

Skutari und der Tschamlidscha.

Ein Lokaldampfer nimmt uns an der neuen Brücke auf und trägt uns in wenigen Minuten aus dem Getümmel der Boote und Barken hinaus ins Freie. An mächtigen Dampfern und majestätischen Segelschiffen vorüber gelangen wir in die Mitte des Bosporus, und unbehindert schweift jetzt der Blick



Blick auf Skutari und den Leanderthurm.

nach allen Seiten. Der Bug des Schiffes lenkt ihn auf die steilen Höhen, an welchen Skutari emporsteigt. Die Gerechtigkeit muss man den Türken widerfahren lassen, dass sie der Natur die schönsten Punkte abzugewinnen wissen. Und während unsere Städte eine Anhäufung von Häusermassen bilden, die wir in Strassen abtheilen, ohne ihnen genügend Luft und Vegetation zu gönnen, bauen die Türken ihre Wohnungen selten an einander. Daher ist das Auge entzückt beim Anblick dieses anmuthigen Wechsels von Häusern und Bäumen, alles scheint wie durch Zufall entstanden.

Nahe dem asiatischen Ufer taucht aus den Fluthen ein weisser Thurm vor unsern Blicken auf, der die Schiffe vor verrätherischen Klippen warnt. *Leanderthurm* nennen ihn die Franken, indem sie irriger Weise die schöne Sage von Hero und Leander nach dem Bosporus verlegen, *Kiss-Kulessi* (Mädchenthurm) die Türken, nach einer Sage, die, der orientalischen Scenerie entkleidet, an unser Märchen vom Dornröschen erinnert (vide Plan Nr. 46). Einem Sultan war — so erzählt die Sage — von seinem Astrologen prophezeit worden, dass seine Tochter an dem Biss einer giftigen Schlange sterben würde, wesshalb er sie auf diesen einzeln stehenden Thurm sandte. Der rauhe, nur spärlich mit Seegras bewachsene Felsen gewährte giftigem Gewürme keinen Schutz, und der Vater hielt es nicht für möglich, dass zu diesem Orte ihrer Einsamkeit eine Schlange dringen könnte. Ihr Liebhaber aber, ein persischer Prinz, knüpfte mit ihr eine Unterhaltung mittelst der Blumensprache an und übersandte ihr ein Körbchen voll Blumen. Sie drückte die duftenden Sinnbilder, die ihr die Empfindungen seines Herzens entgegentrugen, an den Busen, als eine verrätherische Natter, die unter den Blättern verborgen war, ihr einen tödtlichen Stich beibrachte. So schien der unwandelbare Rathschluss Allahs sich erfüllen zu wollen. Und schon war die schöne Sultanstochter im Begriff zu sterben, da erschien plötzlich ihr Prinz und rettete sie durch Aussaugen der Wunde vom Tod.

Schon im Alterthum trug die *Damalis* genannte Felsenklippe einen Thurm, von dem in Kriegszeiten eine Kette nach

der gegenüberliegenden Seraispitze gezogen wurde. Den Namen Damalis (Kalb) erhielt sie von der Gemahlin des athenischen Feldherrn Chares, welcher ihr nach ihrem Tode in Chrysopolis hier ein Mausoleum errichtete. Die Byzantiner schmückten es mit einer auf hoher Säule stehenden ehernen Kuh, die zugleich als Sinnbild für die Sage von der in eine Kuh verwandelten Jo galt, welche hier über den Bosphorus schwamm.

Wir nähern uns dem Landungsplatze (Bild p. 76), der unweit dem alten Hafen von Chrysopolis gelegen ist. Zwischen gelben und rothen Holzhäusern, lachenden Gärten und schattigen Grabstätten, deren düstere, majestätische Cypressen einen wirkamen Kontrast zu den weissen Minarehs bilden, führt uns der Weg aufwärts. Die Strassenscenerie ist noch reiner und unverfälschter als die Stambuls. Nur wenig fränkisch gekleideten Gestalten begegnen wir, und der ländliche Charakter wiegt vor. Rechts und links zweigen sich kleine Gässchen ab, verlieren sich in die Seitenthäler oder steigen an den Berghängen empor. Nach einem halbstündigen Marsche über das holperige Pflaster gelangen wir an die Pforte des *Tekkeh der heulenden Derwische*, der *Rufajih*, welche heute ihre Kultusübung abhalten. Wir treten ein in den düstern, von rohen, hölzernen Gallerien umgebenen Saal, dessen Wände mit Inschriften, Waffen und Marterwerkzeugen bedeckt sind, und kommen noch zu rechter Zeit, um der Feier von Anfang an beiwohnen zu können. Im Hintergrund des Saales, vor dem Mihrab steht der Scheich, im Halbkreis vor ihm hocken auf Lammfellen die Derwische und wiegen leise den Oberkörper hin und her, bis jetzt noch ruhigen und unbeweglichen Antlitzes. Noch immer kommen neue hinzu, küssen beim Eintreten dem Scheich die Hand und lassen sich dann neben ihren Gefährten nieder. Sie sind durch keine besondere Kleidung ausgezeichnet, nur tragen sie alle leichte Leinwandmützen. Endlich beginnt der Scheich die Eingangsgebete zu sprechen. Eintönig und langsam werden sie nachgesprochen. Hierauf stehen sie alle auf, stellen sich in eine Reihe, dicht aneinander gepresst, und fangen an, langsam das Glaubensbekenntniss *la ilah illa' llah* herzusagen, indem sie es

rhythmisch in die sechs Silben: la-i-la-il-la-la zerlegen. Indem sie die erste Silbe aussprechen, beugen sie sich vorwärts, bei der zweiten richten sie sich wieder auf und bei der dritten beugen sie sich rückwärts. Dieselbe Bewegung wird bei den drei folgenden Silben in umgekehrter Reihenfolge wiederholt. Dieses Schaukeln stellt nach der Idee des Stifters das Stampfen eines Schiffes dar, das von den Wogen hin und her geworfen wird, und da das Meer weder Grenzen noch Grund zu haben scheint, so ist es ein schwaches Sinnbild von der Unermesslichkeit Gottes. Die Bewegung, die immer schneller und heftiger wird, geht bald in ein Schaukeln nach rechts und links über. Bald wird sie so schnell, dass die Sprache gezwungen ist, zwei Silben auf eine Beugung zu legen, und man nur noch die beiden Silben il und la aus dem wüsten Lärm heraushört. Der Athem wird aus der tiefsten Lunge gepumpt und mit gepresstem Stöhnen ausgestossen. Endlich hört man nichts als erstickte Töne, die aus der keuchenden Brust heraufkommen. Der Schweiss fliesst in Strömen herab, die Lippen bedecken sich mit Schaum, die aufgeschwollenen Halsadern scheinen platzen zu wollen. Hier fällt einer nieder, schlägt in den Armen der Hinzuspringenden um sich, und noch immer steigt das mehr als thierische Geheul aus seiner Brust auf. Andere scheinen von der Anstrengung ganz erschöpft, nur noch ein leises Wimmern windet sich zwischen den Lippen hindurch, ihre Bewegungen werden kürzer und matter, gleich Sterbenden verdrehen sie die brechenden Augen. Da beginnt ein Imam mit klagender Stimme einige der aufregendsten Stellen aus dem Koran und Loblieder auf den Propheten zu rezitiren, und frische Kraft scheint die Adern der Ermattenden zu durchrinnen, sie beginnen sich wie Besessene zu geberden, man hört bloss ein grunzendes la aus dem Wogengetümmel verschlungener Silben hervorschallen, das hier und da durch ein verzücktes ja hu (o Er!), ja meded (o Hilfe!) unterbrochen wird. Das Signal des höchsten Grades der Verzückt- und Verrücktheit ist es, wenn der Scheich anfängt zu stampfen und in die Hände zu klatschen. Und in das wilde Geheul tönt wie Glockengeläute

in das Toben des Sturmes und Gewitters der ruhige Gesang des Imams: „O Fürsprecher, o Geliebter, o Seelenarzt, o Ausgewählter, o Fürsprecher am Tage des Gerichts, wo die Menschen rufen werden: o meine Seele, und wo du sagen wirst: o mein Volk!“ Einer der wüthendsten Jongleurs, ein langer Neger, geberdet sich besonders wahnsinnig, er beisst und knurrt grässlich um sich, das Weisse seiner hervorquellenden Augen färbt sich dunkelgelb, der Schaum steht ihm vor dem Munde, und so tobt und rast er fort, bis er wie vom Schlag getroffen kopfüber mitten ins Zimmer hineinstürzt und mit geballten Fäusten und eingezogenen Beinen wie todt auf dem Bauche liegen bleibt. Das wilde, fanatische Geschrei, die Verzerrung des Körpers, das Stampfen und die furchtbaren Ausrufe der Verzückung haben jetzt ihren Höhepunkt erreicht. Da hört die Musik auf, und die wahnsinnige Orgie ist beendet.

Die ganze Wuth der heiligen Begeisterung ist ebenso wie das Wunder der Unverbrennbarkeit ein Gaukelspiel, das den in Menge herzuströmenden Zuschauern zum Besten gegeben wird. Früher nahmen nämlich zum Beweise ihrer Heiligkeit manche der Derwische glühende Eisen in den Mund, liessen sich mit glühenden Haken packen, trugen feurige Kugeln in den Händen, ohne einen Laut des Schmerzes und ohne Spuren von Verletzung. Welchen Eindruck auf gläubige Gemüther dieser ganze Hokus-pokus hervorruft, beweist, dass die hinter den Gittern der oberen Gallerie sitzenden Frauen während der asketischen Uebung ihre Tschutschuks, Knaben und Mädchen herschicken, um sich einige Minuten an dem Unfug zu betheiligen. Die lachenden Gesichter zeigen, welchen Spass diese turnerische Uebung den Kleinen bereitet. Sind sie mit einem Uebel behaftet, so suchen sie mit vielen Erwachsenen nach dem Schluss der heiligen Handlung Hülfe und Heilung bei der wunderthätigen Kraft des Scheichs, der den kranken Körpertheil mit seinem Speichel nässt. Darauf legen sich alle Heilung Suchenden in einer Reihe platt zur Erde, das Gesicht nach unten gerichtet, und nun schreitet der Scheich, von zwei Derwischen geführt, über sie hinweg, indem er vorsichtig die Füße ab-

wechselnd auf die Kniekehle und den Oberschenkel setzt. Selbst Säuglinge müssen sich dieser Kur unterziehen. Natürlich erhält der fromme Betrüger ein kleines Geldgeschenk. Auch wir opfern für die Komödie ein Bakschisch und verlassen die sonderbaren Heiligen, froh, die Sonne und den lachenden Himmel wieder zu sehen.

Die Strasse weiter verfolgend, gelangen wir schon nach wenigen Minuten auf den berühmten *Grossen Friedhof* von Skutari (vide Plan Nr. 47). Auf unseren Wanderungen durch und um die Stadt berührten wir schon zu wiederholten Malen türkische Begräbnisstätten, und immer konnten wir die Beobachtung machen, dass sie auf solchen Punkten gelegen sind, welche die schönste Aussicht gewähren. So krönen sie besonders die Uferhöhen des Goldenen Horns und des Bosphorus. Aber sie beschränken sich nicht auf die Umgebung der Stadt, sondern nehmen auch fast jeden leeren Raum und Winkel innerhalb derselben ein. Sie drängen sich in die Strassen und mischen sich unter Häuser und Läden, so dass sie die Lebenden mit dem Tod vertraut machen und jene Ergebung in den göttlichen Willen befördern, womit jeder Moslem der letzten Stunde entgegensieht. Nur allmählich und unter heftigem Widerstand der Softas verschwinden sie mit den letzten Jahrzehnten wenigstens aus Pera, um seinen prächtigen Gebäuden in europäischem Stile Platz zu machen. Aber noch heute stösst man, wenn man die Grande Rue de Pera entlang geht, bald rechts, bald links auf solche Grabstätten.

Doch von allen Stätten des Todes um Konstantinopel und im ganzen türkischen Reich ist die von Skutari die grossartigste. Wie ein grosser, über die Dahingeschiedenen gedeckter Mantel breitet sich dieser Cypressenhain über bergiges Terrain aus, über eine Stunde lang und eine halbe breit, von mehr als einer Strasse durchschnitten. Die Ursache dieser übergrossen Ausdehnung liegt in der Vorliebe der Türken für den asiatischen Boden, den sie für heiliger halten als den europäischen. Denn in Asien lebte und lehrte der Prophet, aus Asien kamen ihre Väter, als sie sich in Europa festsetzten,

nach Asien, nach der heiligen Stadt Mekka, ist das Antlitz des Betenden gewendet, und auf asiatischem Boden, wo seine Asche ungestört ruhen kann, wenn einst der Giaur wieder von Konstantinopel Besitz nimmt, begraben zu werden, ist der Wunsch des strenggläubigen Muselmans, dem es nicht nur seine Ahnungen, sondern auch Prophezeiungen sagen, dass sein Volk den europäischen Boden nicht für immer behaupten werde. Ein anderer Grund, der zur Vergrößerung dieses Cypressenhains wesentlich beitrug, ist der, dass nie zwei Personen in ein und demselben Grabe beerdigt werden. Jeder Todte, arm oder reich, der einmal zur letzten Ruhestätte gebettet ist, schläft hier ungestört, bis die Trompeten des letzten Gerichts ihn erwecken.

Wir treten ein in das Dunkel der in ernster Majestät zum Himmel aufsteigenden Cypressen. So weit wir blicken — nichts als Grabsteine und Cypressen, die nur spärlich das Licht von oben hindurchlassen, so dass sich der Blick schon auf kurze Entfernung ins Dunkle verliert. Kein Laut unterbricht die Stille — und doch! Ertönte es nicht eben wie leises Gekicher aus den Zweigen über uns? Verwundert blicken wir in die Höhe: ein Lachtaubenpaar, deren Tausende im dichten Gezweig der Cypressen nisten, schwingt sich mit leichtem Flügelschlage davon. Es ist, als wollte die Natur, die ihren Zauber hier in so verschwenderischer Fülle über Land und Meer ausgegossen hat und alles mit einem sanften, heiteren Lichte verklärt, selbst von diesem Ort die Trauer verbannen.

Die Cypresse ist von jeher ein den Todten geweihter Baum gewesen. Schon die alten Griechen und Römer hatten diese Ansicht, welche die Türken, als sie in Europa eindringen, annahmen. Ihr feierlicher Schatten, ihr wohlriechendes Harz, das, aus der Rinde hervorquellend, durch seinen starken Duft die Ausdünstungen der Gräber zertheilt, und ihr immer grünes, nie welkendes Laub, das ein Sinnbild des unsterblichen Geistes ist, während der Körper im Staube modert und vergeht — dies alles hat den Türken diesen Baum lieb und zum Gegenstande ihrer besonderen Sorgfalt gemacht. Und in der That, sei es nun, dass die natürliche Beschaffenheit des Bodens ihm zusagt, oder dass ihm das Leichenfeld ein besonderes Gedeihen schenkt, nirgends erreicht die Cypresse eine solche Majestät und Schönheit, als auf diesen Begräbnissplätzen.

Aus dem grünen Laubmeer über uns wenden wir jetzt den Blick zurück zur Erde. Denn nicht mit den Cypressen allein ehrt fromme Liebe

das Andenken der Verstorbenen; seine Verwandten würden sich entehrt glauben, wenn auf seinem Grabe der Kopf- und Fussstein fehlten, die seinen Namen, Stand und Todestag angeben. Die Zahl dieser Steine auf einem Grabe, die alle, selbst beim Geringsten, aus Marmor sind, da dieser in niedrigem Preise steht, ist verschieden. Die der Armen bestehen aus zwei senkrechten Steinen, wovon der obere vier, der andere drei Fuss hoch ist. Die mittleren Klassen haben ausser dem Kopf- und Fussstein noch eine flache Platte, an deren oberem Ende man einen Spalt lässt, weil das Gesetz eine gänzliche Bedeckung der Gräber verbietet, damit — wie das Volk sich dieses Gebot auslegt, — der Todte die Seufzer und Klagen seiner Verwandten und Freunde hören könne, oder — wie eine andere Erklärung der ungebildeten Masse lautet, — damit die beiden Engel Monker und Naker den Todten verhören können. Runde Vertiefungen an den Ecken haben wohl kaum, wie oft behauptet wird, die Bestimmung, für die in den Cypressen nistenden Vögel Wasser zu sammeln, (— wer dächte bei dieser jedenfalls sehr sinnigen Erklärung nicht an die schöne Sage vom Testamente Walters von der Vogelweide? —), sondern sind wohl zur Zierrath, wie man sie ebenso auf christlichen Gräbern findet. Die höheren und reichen Klassen haben Sarkophage, die bisweilen recht geschmackvoll ausgeführt sind, aber bald, wie überhaupt die Gräber, vernachlässigt werden. Nach der ersten Generation werden selten Ausbesserungen daran vorgenommen, ausser wenn sie mit einer frommen Stiftung verbunden sind oder die Asche heiliger Männer enthalten, deren Heiligkeit Pilger oder fromme Personen anzieht. Diese Frömmigkeit führt aber gewöhnlich zur Verunstaltung der äusseren Gitter oder des das Grab volièreartig einschliessenden Drahtgeflechtes. Denn man meint, wenn man von dem Gewande eines Kranken einen Streifen abreisse und ans Grab hefte, so werde dies wohlthätig auf den geistigen und körperlichen Zustand des Leidenden einwirken. Wie diese Lappen verwesen, so sollen auch in dieser Welt die Krankheiten, in jener die Sünden verschwinden.

Die Kopfsteine auf den Gräbern von Männern und Knaben endigen oben in einem Turban oder einem gewöhnlich roth gefärbten Fess. Die grössere oder kleinere Form der ersteren auf den älteren Gräbern bezeichnet den Rang und die Würde, welche der Verstorbene im Leben einnahm; denn je höher die Stellung eines Mannes, desto schwerfälliger und unbehüllicher war seine Kopfbedeckung. Sitzt der Turban nicht auf der Spitze des Steins, sondern etwas auf der Seite, so ist dies ein Zeichen, dass der Verschiedene enthauptet worden ist. Die Hinrichtung auf Befehl des Padischah galt, da sie zu gewissen Zeiten zur Tagesordnung im Serai gehörte, durchaus nicht für entehrend und wird auf dem Grabstein stets in poetischer Umschreibung erwähnt, z. B.: „Am Abend seines Lebens entfloß ihm der Schatten der Kaiserlichen Gnade“ — oder: „Eine mächtige Hand setzte seinem Erdenleben rasch ein Ziel und sandte ihn an den ewigen Richter und Herrn der Gnade.“ — Zuweilen entdeckt man auch am Turban ausgemeiselte knopfartige Auswüchse oder Blümchen; erstere bezeichnen die Pest, letztere die Blattern als Grund des Todes. Auf Frauengräbern läuft die Spitze in Form eines ausgebreiteten Blattes oder einer Kammuschel aus. Die Fusssteine sind mit ausgehauenen oder gemalten Blumen verziert.

Die Inschriften sind gewöhnlich einfach und sinnreich abgefasst; nirgends ein pomphaftes Lob der Verdienste des Verstorbenen, ausser Name, Stand und der Bitte um ein Fatiha *), gewöhnlich nur einige kurze Worte in prosaischer Form oder einige Verse, deren letzter meistens die Jahreszahl als Chronograph enthält, und welche Betrachtungen über die Vergänglichkeit des Erdenlebens und die Nichtigkeit irdischen Glücks aussprechen, mit Hinweisung auf Gott als den einzigen Quell des wahren und ewigen Lebens. Die Reihenfolge ist gewöhnlich diese. Obenan eine Anrufung Gottes, wie „Er ist der Immerwährende,“ dann ein passender Spruch des Koran, wie das erhabene Wort: „Wir sind Gottes und kehren zu Gott zurück“, dann Name, Jahreszahl und Bitte um das Fatiha. Von Grabchriften in prosaischer Form führen wir nur folgende an:

Auf dem Grabe eines bevorzugten Eunuchen des Sultans:

„Er, der Unsterbliche und Barmherzige! Ettem gehörte unter die vertrautesten Personen des Sultans, Ach, wie schnell ist er in eine andere Welt entschwunden! Die kaiserliche Gnade half ihm nichts. Viele Tage lang nagte Schmerz und Kummer an seiner Seele. Dies war das vom göttlichen Willen ihm bestimmte Loos. Aber er wird ewigen Lohn ernten an dem Tage, da Niemand das Licht der Gnade scheuen wird. Er besass ein aufrichtiges Herz; darum, o Neref, schreibe seinen Todestag mit einer juwelengeschmückten Feder nieder. Möge Ettem Beys Ruhebett gleich dem Garten Edens sein! 1258.“

Ein anderes:

„Die Welt ist vergänglich. Nichts ist von Dauer ausser Gott. Heute mir, morgen dir. Der im Herrn verschiedene Tschekib Halil Effendi, Schreiber im kaiserlichen Divan. Ein Fatiha für seine Seele. Rebi ul Ewel 1190.“

Auf dem Grabe eines jungen Studenten:

„Ach wehe! Der Mehlthau des Herbstes hat den Frühling meines Daseins verderbt. Das Schicksal sprach und rief vor der Zeit meine Seele ab. Tag und Nacht arbeitete ich fleissig im Weinberg der Wissenschaft, aber ich wurde von hinnen gerufen, ehe ich die lebensreife Frucht gekostet, und meine Seele schwang sich, aufwärts strebend, empor zu den Gärten der Ewigkeit. Der in Gott und seiner Gnade verschiedene Muhamed Sejid Effendi, Sohn Hadschi Ismail Zadehs, Khet Koda (Aeltesten) der Schneiderzunft. Ein Gebet für seine Seele. 1251.“

*) Die erste Sure des Korans, welche den Moslemin dasselbe ist, wie den Christen das Vaterunser, mit dem sie auch die Zahl der Verse, sieben, gemeinsam hat.

Von wunderbarer Schönheit des Ausdrucks und Tiefe der Empfindung sind zum grossen Theil die poetischen Ergüsse der Trauer. Als Beweis dafür werden die folgenden genügen:

„Der Todessturm, er blies der Rose ins Gesicht,
Sie schloss das Aug' nicht auf und kam zum Ziele nicht,
In frischer Jugend sah ich sie nach Eden fliegen,
So wollt' es Gottes Spruch, und dem muss ich mich fügen.“

„Zur Welt kam eine Nachtigall;
Sie flog nach allen Seiten hin,
Durchstrich mit Lust den Weltpalast
Und flog als Schmetterling davon.“

„Wie hat, so oft der Frühling kam zurück,
Der Fluren Grün des Lebens Lust versüßet.
Im Frühling geh' vorbei, o Freund, und blick
Aufs Grün, das frisch aus meinem Staube spriesset!“

„Alle Reiche gehn zu Grunde,
Aller Menschen harrt die Stunde,
Ihn, den Ew'gen, Allelebendigen
Kann der Tod, die Zeit nicht bändigen.“

Nach dem bisher Gesagten und insbesondere nach diesen angeführten Proben türkischer Grabsteinpoesie ist man nun wohl geneigt, diese Stätten des Todes sich als stille, ruhige Orte des Friedens und der Abgeschiedenheit vorzustellen, die wegen sorgsamer Pflege fast anmuthigen Gärten glichen und im Grunde keinen besonderen Unterschied von den unseren aufzuweisen hätten. Aber diese Annahme ist, mit wenigen Ausnahmen, durchaus unrichtig; denn der türkische Friedhof trägt das Gepräge eines, natürlich je nach seinem Alter, mehr oder minder argen, nach unseren Begriffen der Heiligkeit des Ortes unwürdigen Verfalls. Die Steine selbst jüngerer Gräber weichen fast alle von der senkrechten Richtung ab und hängen nach rechts oder links. Viele liegen umgestürzt oder gar zerbrochen auf dem Boden, als wären sie des langen Stehens müde und hielten es für überflüssig, die Stelle eines Grabes zu bezeichnen, von dem fast nichts mehr zu sehen ist. Im Falle rissen sie oft das lockere Erdreich mit empor, so dass der Inhalt der Gräber, die in früheren Zeiten nur ungefähr vier Fuss tief gegraben wurden, damit den Todten einst die

Auferstehung leicht werde, blossgelegt wurde. Oft sollen aber auch die Hunde, die nicht nur die Strassen, sondern auch die Ruheplätze der Todten bevölkern, die Ueberreste ausgewühlt haben.

So verletzend aber diese Unterordnung und Wildniss für unser Auge ist, so wird sie doch in etwas gemildert durch den Blick auf die herrliche Natur, die hier, wie überall im Orient, versöhnend dazwischen tritt und uns über so manche düstere Seite dieses Reiches hinwegsehen hilft auf die Pracht des südlichen Himmels, auf das Lichtmeer, das über die Landschaft ausgegossen ist und uns jeden Gegenstand, selbst in weiter Ferne, in einer Plastik vor Augen stellt, die das Auge des Nordländers immer aufs neue entzückt. So haben diese Stätten des Todes selbst im ärgsten Verfall nicht das Schreckenhafte, Gespenstische, das man bei uns in der Vorstellung mit einem Kirchhofe zu verbinden pflegt. Bei uns verursacht ein nächtlicher Spaziergang auf dem Friedhofe oder schon der Gedanke daran selbst sonst beherzten Leuten ein mehr oder minder starkes Gruseln. Ganz anders im Orient: hier würden Dichter, wie Bürger mit seiner Leonore oder Göthe mit seinem Todtentanz, wenig Verständniss finden; denn im Orient wohnt Leben und Tod so nahe bei einander, hier spielt sich auf den Begräbnissplätzen so häufig selbst der heitere Theil des öffentlichen Lebens ab, dass derartige Schreckensbilder dem Orientalen unverständlich oder doch befremdlich erscheinen würden. Der Friedhof dient nämlich hier nicht zur Ruhestätte des Todes, sondern — das gilt besonders von den in unmittelbarer Nähe oder im Innern der Stadt gelegenen — er bildet zugleich eine beliebte Promenade der Lebenden. Ja, noch bis vor wenigen Jahren war der Piccolo Campo der einzige Spaziergang von Pera. An schönen Sommerabenden, wenn das volle Mondlicht durch die Wipfel der Cypressen auf die altersgrauen Grabsteine herniederfluthet, oder an türkischen und besonders griechischen Festtagen entwickelt sich über den Gräbern ein buntes, belebtes Treiben. Die Luft schallt dann wieder von den lauten Rufen spielender Kinder und den sonderbaren Klängen griechischer und türkischer Musik. Verkäufer von Zuckerwaaren und Früchten durchstreifen die Menge. Kaffedschis haben ihre primitiven fliegenden Etablissements errichtet. Hier schmaucht eine Schaar ernst und würdig dreinschauender Turbanträger den Tschibuk, und dort abseits hockt ein Haufe türkischer Weiber, deren bunte Mäntel mit den weissen Schleiern der Gruppe einen höchst malerischen Anstrich verleihen. So trennen nur wenige Schollen Erde die Ruhe des Todes und das fröhliche ungezwungene Treiben des Lebens. Während der warmen Jahreszeit kann man hier Arbeiter und Verkäufer in dem süßen Schlummer liegen sehen, dem sich der Orientale zu jeder Stunde und an jedem Orte hinzugeben fähig ist, und in dem ihn nichts stört, als höchstens der sanfte Rippenstoss oder rücksichtslose Fusstritt eines weidenden Bockes. Und sogar bei Nacht beherbergen diese Todtenstätten oft lebende Bewohner; denn manches jener zahlreichen Mitglieder der von der europäischen Gesellschaft ausgestossenen Menschenklasse, das hier ein günstiges Operationsfeld für seine abenteuerlichen, verbrecherischen Pläne sucht und findet, bereitet sich, in Ermangelung eines besseren, sein Lager zwischen den Gräbern.

Doch kehren wir zurück von den lebenden zu den todten Schläfern! Noch sprachen wir nicht vom Begräbniss und den damit verbundenen Zeremonieen. Ersteres findet, wenn möglich, noch am Todestage vor Sonnenuntergang statt, mindestens aber zu einer frühen Stunde des folgenden Tages. So erklärbar in Anbetracht des Klimas diese Uebereilung des Begräbnisses scheint, so berechtigt sie doch auch zu der Annahme, das Fälle von Lebendigbegrabenwerden nicht zu selten vorkommen mögen. Die Bahre (Sanduka), in der die Leiche nur mit einem bis auf die Kniee reichenden Hemd und einem Tuch über Kopf und Brust bekleidet und endlich in ein Leintuch ohne Nath gewickelt ruht, ist bei Reich und Arm nur von gewöhnlichen Brettern hastig zusammengenagelt, ohne innere oder äussere Verzierung. Vier kurze Pfähle, die mit Schrauben an der Seite befestigt sind, dienen den Trägern als Handhaben. Unter lauten Ausbrüchen des Schmerzes von Seiten der weiblichen Familienangehörigen spricht der Imam die Todtengebete. In den meisten Fällen vereinigen noch gedungene Klageweiber ihren Jammer mit dem der Verwandten. Aber sie dürfen die Leiche nicht nach dem Grabe geleiten, noch auch über die Schwelle des Harems gehen. Ueberhaupt darf das Weib nicht das Gesicht des Todten sehen, was harem (verboten) ist.

Sind die vorbereitenden Gebete zu Ende, so heben die nächsten Verwandten die Bahre auf und tragen sie einige Schritte weit, wobei sie einander fortwährend ablösen. Auffällig ist die Hast, mit der die doch sonst in ihren Bewegungen und ihrem Gange so würdevollen, gravitätischen, ja majestätischen Osmanlis die Bahre tragen; denn sie halten es nicht unter ihrer Würde, bei dieser Feierlichkeit eine sehr beschleunigte Gangart, ja einen kurzen Trab anzuschlagen. Wahrscheinlich trafen die moslemitischen Gesetzgeber diese Bestimmung als weitere Vorsichtsmassregel gegen ansteckende Krankheiten. Dem Propheten jedoch wird dieser Beweggrund nicht untergeschoben, da er die Frage auf folgende schlagende Weise löst: „Ist der Verstorbene ein Auserwählter, so ziemt es sich, ihn schneller an den Ort seiner Bestimmung zu bringen. Gehört er aber unter die Verdammten, so ist es ebenfalls verdienstlich, ihn bald los zu werden.“

Begleitung von Weibern, lautes Klagen, Singen, Lichter, Weihrauch und sonstige äussere Zeichen der Trauer sind untersagt, ausser bei Sultanen. Doch gilt es als verdienstlich für Jedermann, die Bahre einige Schritte weit tragen zu helfen. Der Prophet sagt: „Wer eine Leiche vierzig Schritt weit dem Grabe zutragen hilft, macht dadurch die Tod-sünde gut.“ Am Grabe wird die Leiche herausgenommen und bloss im Leichenkleide begraben, mit der rechten Seite nach Mekka zu. Hierauf werfen die Leidtragenden eine Handvoll Erde in die Gruft, worauf das Grab schnell aufgefüllt wird. Dann setzen sich die Anverwandten rings herum auf den Boden, und der Imam spricht das kurze Leichengebet, nachdem er sich zuvor über die Gruft gebeugt und den Namen des Todten, sowie den der Mutter dreimal laut ausgerufen hat. Ist der Name der letzteren unbekannt, so wird bei Männern der Name der Jungfrau Maria, bei Weibern der Name Eva genannt, z. B.: „O Hassan, Sohn Mariens!“ oder: „O Saliha, Tochter Evas;“ Nach dem ersten Gebet sprechen der Imam und alle Anwesenden noch das Fatiha, womit die Zeremonie vorüber ist und das Leichengefolge sich zerstreut.

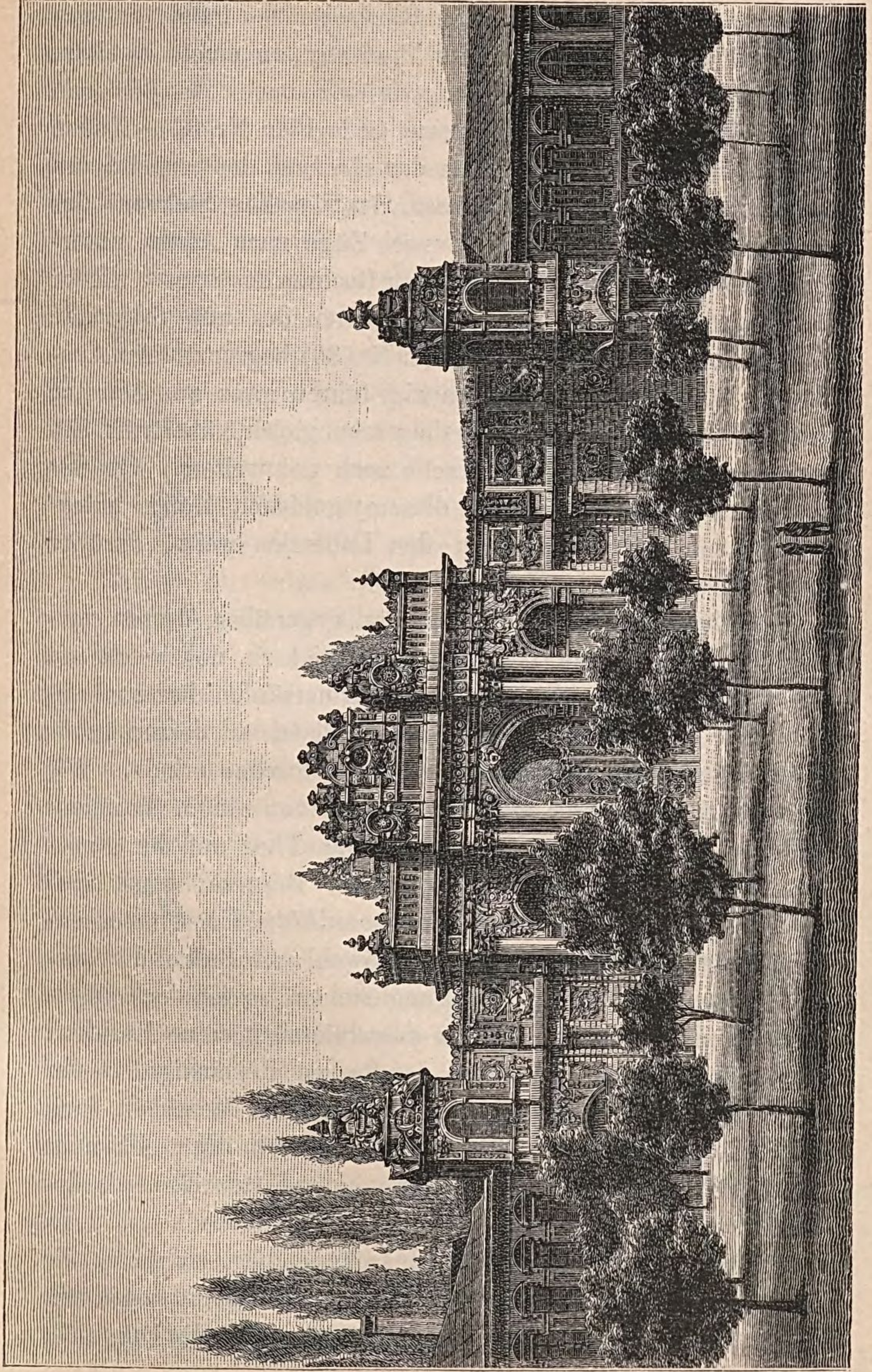
Einer der zahlreichen den Friedhof durchschneidenden Strassen folgend, gelangen wir in das armenische Viertel *Jeni Mahalleh* (neuer Anbau) und besteigen hier Miethpferde, um den Gipfel des *Tschamlidscha* oder *Bulgurlu* zu erklimmen. Durch den armenischen Friedhof, der sich durch die grossen, plumpen Steinsarkophage und die mächtigen Platanen von dem türkischen unterscheidet, an reichen Landhäusern und wohlgepflegten Gärten vorüber reitend, erreichen wir die durch ihr reines, frisches Wasser berühmte Quelle von Tschamlidscha. Die letzte Viertelstunde bis zur Höhe des Berges müssen wir zu Fuss zurücklegen. Aber die herrliche Aussicht, die wir hier oben geniessen, entschädigt uns reichlich für die geringe Mühe. Ein Blick umfasst alles, was die Endpunkte Asiens und Europas an Schönheit vereinigen, vom Olymp bis zu den Ausläufern des Balkan, von der Propontis bis zum Schwarzen Meer, das Goldene Horn und der Bosphorus und das Kleeblatt der Kaiserstadt. Mit einer wunderbaren Klarheit und Plastik zeichnen sich die Linien von dem tiefen Blau des Himmels ab, in dem Saphirgrün des Meeres zittern die Reflexe der weissen Minarehs, spiegeln sich die schimmernden Kuppeln wieder, um welche Wolken von Tauben flattern. Tausende von Kaiks und weissen Segelschiffen gleiten auf dem leicht gekräuselten Wasserspiegel dahin, der leise Lufthauch vom Pontus trägt erfrischend die Blumendüfte aus zahllosen Gärten herauf. Meer, Himmel und Gewölk, alles ist ein Schmelz, eine Gluth, ein Farbenspiel, das alle Schattirungen durchmacht, vom reinsten Lichtblau bis zum tiefen, brennendsten Purpur. Trunken schweift das Auge von einem Gegenstand zum andern, um sie alle wieder in ein grosses Bild zu vereinigen.

Mit den Gefühlen überreich befriedigter Erwartung verlassen wir diesen Berg der Versuchung, und noch lange geniessen wir beim Hinabreiten nach allen Richtungen die wechselndste Aussicht in die Zauberthäler der Landschaft.

Ein türkischer Feiertag.

Vom Galatathurm weht heute die rothe Flagge mit dem Halbmond. Es ist Freitag, der Feiertag der Muhamedaner, an dem sich der Sultan in seiner Eigenschaft als Khalif den Gläubigen zeigen muss. Dem glänzenden Schauspiel beizuwohnen, brechen wir noch vor Mittag auf. Wir miethen uns einen Fiaker, verfolgen die Grande Rue bis zu ihrem nördlichen Endpunkte und rollen auf dem breiten Fahrweg abwärts, auf dessen linker Seite sich der *Grosse Friedhof von Pera* ausbreitet (vide Plan Nr. 35), während der gewaltige Bau der *Deutschen Botschaft*, der auf seinem dominirenden Standpunkt einen weniger kasernenmässigen Stil verdiente, zur Rechten liegen bleibt. Am Fusse des Abhangs gelangen wir auf einen weiten, nach dem Bosphorus zu offenen Platz, an dessen Ostseite ein Prachtportal in schwülstigem, überladenem Stil den Eingang zu dem von Abd ul Medschid erbauten Palast von *Dolma-Bagtsche* bildet (vide Bild pag. 128 und Plan Nr. 36). Seine über 600 m lange Front schaut auf den Bosphorus. Der Stil desselben ist die sonderbarste Mischung maurischer, türkischer und Renaissancearchitektur. Trotzdem ist der Eindruck der weissen, von Marmor glänzenden Aussenseite ein überraschend harmonischer und imposanter; Majestät und Anmuth scheinen sich hier in glücklichster Weise vereint zu haben, um ein Wunderwerk zu schaffen, das an die Prachtbauten der Glanzzeit des Khalifenthums erinnert. Das Innere ist von einer unbeschreiblichen Pracht, namentlich der Thronsaal, das Vestibül mit der Rubinglaskuppel, der kostbare Kristallustre mit 10,000 Flammen, das Badezimmer mit Alabasterwänden und der porzellangetäfelte Rauchkiosk. Leider ist der Zutritt heute nicht mehr gestattet.

Nachdem wir noch einen Blick auf die dem Portale gegenüber liegende *Moschee der Valideh* geworfen haben, setzen wir unsern Weg durch die breite Allee fort, welche den



Westliches Thor von Dolma-Bagtsche.

haushohen Gartenmauern auf der Rückseite des Palais entlang läuft. Er führt uns längs des Tramway an einem zweiten, nicht minder prächtigen Portal vorüber nach *Beschiktasch*, einem belebten Vorort am Bosphorus (vide Plan Nr. 37). Neben der Polizeiwache erhebt sich hier das *Grabmal* des berühmten Seeräubers *Chaireddin Barbarossa*, des Vasallen Solimans des Prächtigen, gegen den Karl V. zwei Züge nach Afrika unternahm. Hinter Beschiktasch beginnt zur Rechten der Strasse wieder eine lange Mauerlinie, welche die Gärten des nun folgenden *Palastes* von *Tschiragan* (vide Plan Nr. 39) begrenzt. An Ausdehnung kommt dieser vor zwanzig Jahren ganz aus Marmor erbaute Palast dem von Dolmabagtsche gleich, übertrifft ihn aber an verschwenderischer Pracht noch bei weitem. Ob der unglückliche *Murad*, der in diesem goldenen Käfig untergebracht sein soll, noch unter den Lebenden weilt, darüber dringt keine Kunde in die Aussenwelt.

Dem hochgethürmten Gartenportal gegenüber, dessen vergoldete schmiedeiserne Thorflügel prächtig zu den reich mit maurischen Ornamenten bedeckten Marmorsäulen harmoniren, öffnet sich ein nicht zu grosser freier Platz, an dessen nordöstlicher Seite sich eine kleine zierliche Moschee erhebt. Wir finden ihn bei unserer Ankunft bereits von einem Truppenkordon in Paradeuniform umzogen. Das Thor auf der Nordseite bildet den Eingang zu dem am Bergesabhänge aufsteigenden grossen Parke, über welchem *Jildis Kiosk* (Sternenschloss) liegt (vide Plan Nr. 38). Wiewohl dem Sultan die ausgedehntesten Paläste zur Verfügung stehen, so ist doch dieses verhältnissmässig kleine Schloss ausschliesslich seine Residenz und die Moschee am Ausgange des Parkes die einzige, in der er den *Selamlık* abhält. Eine der kaiserlichen Moscheen dazu zu wählen, wie es sonst Sitte war, davon hält ihn wohl mehr seine beständige Furcht vor Attentaten und Revolten, als der weite Weg ab.

Inmitten einer zahlreichen Menschenmenge, zu denen die Touristen nicht das geringste Kontingent stellen, erwarten wir den feierlichen Aufzug. Zum Glück lässt der Padischah nicht

lange auf sich warten, wiewohl er nicht immer dem Grundsatz: Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige, folgen soll. Eine kriegerische Musik ertönt, das Militär präsentiert, und die durch den Park führende Strasse herab bewegt sich unter Bedeckung einer Schwadron Tscherkessen der glänzende Zug von Grosswürdenträgern, Ministern, Hofbeamten und Generälen. In der Mitte desselben, allein zu Pferde, erscheint Abd ul Hamid II., in einfacher Kleidung, dem Fess und langen schwarzen Rock mit kurzem Stehkragen, der türkischen Beamtentracht. Er ist etwas über mittelgross, hat dunkle Gesichtsfarbe, einen schwarzen, kurzen und dichten Bart und ein dunkles, durchdringendes Auge. Sein Aussehen aber erscheint gedrückt, die Haltung seines schlanken Körpers fast schlaff; obwohl erst 42 Jahre alt, scheint er sich doch dem Greisenalter zu nähern, ein Bild, mehr Mitleid als Neid erregend.

Sobald der Sultan vor dem Eingang der Moschee angelangt ist, schweigt die Musik, und die Truppen begrüßen ihn mit dem Rufe: „Padischah tschok jascha, bin jascha!“ (Viele Jahre, tausend Jahre dem Sultan!) Mit Hülfe zweier in rothe, goldgestickte Tracht gekleideter Stallknechte steigt er vom Pferde und begibt sich über die teppichbelegten Stufen in's Innere des Heiligthums, um hier allein seine Andacht zu verrichten, wobei der Imam das Freitagsgebet spricht, das mit Anrufungen für das Wohlergehen des Souverains und mit Wünschen für die Ruhe seiner Vorgänger schliesst. Der Aufenthalt in der Moschee nimmt ungefähr zwanzig Minuten in Anspruch. Nach dem Gottesdienst defiliren die zur Parade erschienenen Regimenter unter den Klängen der Nationalhymne. Selbst bei dieser Gelegenheit erscheint die Haltung des türkischen Soldaten nachlässig und seine Kleidung nicht selten liederlich und schäbig. Nur die Tscherkessen, sowie das schwarze Garderegiment, kurze, stämmige Gestalten, denen der grüne Turban malerisch zu Gesichte steht, machen davon eine Ausnahme. Nach der Parade kehrt der Sultan zu Wagen nach dem Palais zurück, und die Menge zerstreut sich.

Auch wir haben Eile, nach Pera zurückzukommen, wo

ein neues, nicht weniger interessantes Schauspiel uns erwartet. Im *Tekkeh* (Kloster) der *tanzenden Derwische* (der *Mewlewih*) findet um diese Zeit die religiöse Andachtsübung dieses Ordens statt.

Von der Grande Rue aus treten wir zwischen dem Brunnenhaus und der marmornen Turbeh in den freundlichen, mit grossen Marmorplatten gepflasterten Hof ein und befinden uns unmittelbar vor der Kapelle oder dem Saal, in welchem die Uebungen stattfinden. In den übrigen den Hof umgebenden Gebäuden wohnen der Scheich und die nicht verheiratheten Derwische. Das Innere des Saals ist achteckig und, wie im Rufajihkloster, mit einer doppelten Gallerie umgeben. Den Standpunkt des Scheichs bezeichnet ein Hammelfell vor dem Mihrab. Das Orchester befindet sich dem Mihrab gegenüber. Sobald die Derwische den Saal betreten haben, verbeugen sie sich vor dem Namenszug des Stifters, der über dem Platz des Scheichs befindlich ist (andere Tafeln tragen Namen von Khalifen oder Sprüche aus dem Koran), und knieen nieder. Nun tritt auch der Scheich ein und nimmt unter gleicher Verbeugung seine Stelle ein. Inzwischen lassen sich die Derwische auf den Hammelfellen, die in gleicher Entfernung von einander im Kreise ausgebreitet werden, nieder und bleiben fast eine halbe Stunde in dieser Stellung, die Augen geschlossen, die Arme gekreuzt, den Kopf gesenkt und in tiefste Andacht versunken. Endlich unterbricht der Scheich das Schweigen durch einen Hymnus zur Ehre der Gottheit und fordert darauf die Versammlung auf, mit ihm das Fatiha zu singen „zur Ehre des heiligen Namens Gottes, der seligen Schaar der Propheten, besonders aber Muhameds, des grössten, des erhabensten, des herrlichsten aller himmlischen Gesandten, zum Andenken an die vier ersten Khalifen“ etc. „Beten wir endlich zu Gott,“ damit schliesst die langathmige Aufzählung aller Fürbitter und Heiligen, „dass er uns würdige, die Gaben seiner Gnade und das Feuer seiner heiligen Liebe in uns zu bewahren.“

Nach dem Fatiha, welches die Versammlung gemeinsam singt, und einigen vom Scheich gesprochenen Gebeten beginnt

der Tanz. Die Derwische verlassen ihre Plätze, stellen sich in einer Reihe zur Rechten des Scheichs auf und schreiten langsam mit über die Brust gekreuzten Armen und gesenktem Kopf auf ihn zu. Der erste, der vor ihm anlangt, begrüsst mit einer tiefen Verbeugung den Namenszug des Stifters, wendet sich mit zwei Schritten am Scheich vorüber nach dessen rechter Seite, verneigt sich nochmals tief und eröffnet den Tanz, indem er sich auf der Hacke des rechten Fusses dreht und dabei langsam und fast unmerkbar sich vorwärts bewegt. Die Augen scheinen geschlossen, den rechten Arm mit der nach oben geöffneten Hand streckt er in die Höhe, den linken hält er seitwärts nach unten gerichtet. Mit jener empfängt er die vom Himmel dargereichten Güter, um sie mit dieser unter die Bedürftigen zu vertheilen. Sein faltenreiches grünes Gewand bauscht sich bis zu den Hüften kegelförmig auf, während der Kopf, den der blumentopfförmige braune Filzhut bedeckt, schwärmerisch nach oben gerichtet ist. Dem ersten Derwisch folgt der zweite u. s. f., bis endlich der ganze Saal von tanzenden Gestalten erfüllt ist. Eine sonderbare monotone und doch liebliche Musik, welche mehrere Derwische auf Tamburins und Schnabelflöten aus indischem Rohr ausführen, begleitet den Tanz.

Das ganze Bild ist durchaus nicht unschön, sondern harmonisch und anmuthig. Wie vertrauensvolle Schwimmer lassen sie sich dahintragen vom Strom der Begeisterung; ihre regelmässigen, wellenförmigen Bewegungen sind von ausserordentlicher Elastizität, ihre ruhigen träumerischen Mienen wissen von keiner Anstrengung, keiner Abspannung; wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, rücken sie kaum merkbar vor, immer in dem gleichen Abstand, ohne einen Fehltritt.

Innerhalb des Kreises der Tanzenden bewegt sich die vom Alter gebeugte Gestalt eines weissbärtigen Ordensbruders. Von Zeit zu Zeit schlägt er in die Hände, um das Orchester oder die kreisenden Gestalten anzufeuern. Endlich, nach sechs oder sieben Minuten bricht die Musik plötzlich ab, wie mit einem Ruck halten die Tanzenden inne, und ohne zu taumeln, ohne

das geringste Zeichen der Ermüdung, schreiten sie langsam um den Saal herum.

Was wir gesehen haben, war aber gewissermassen nur das Präludium der Symphonie oder die Aufforderung zum Tanz. Denn bereits ertönen die Flöten von Neuem, aber diesmal rascher, lebhafter, und mit verdoppeltem Eifer beginnt der Tanz. Aber auch diese erhöhte Schnelligkeit zeigt keine Spur von Unordnung, Ueberstürzung, fieberhaft Dämonischem, der Rhythmus regelt und zügelt sie immer. Die Drehungen beschleunigen sich, ihre Zahl in der Minute vermehrt sich, aber die Bewegungen bleiben gleichmässig und ruhig. Lautlos, ohne ein Zeichen des Lebens, gleiten sie wie in paradiesischen Wonnen schwelgend dahin.

Was erblicken sie in ihren Visionen? Sind es die smaragdgrünen Wälder mit den rubinrothen Früchten, die Ambra- und Myrrhenberge, die diamantenen Kioske und die Perlenzelte des Paradieses? Fühlen sie schon auf ihren trunkenen Lippen die moschusduftenden Küsse der Huris? Schauen ihre entzückten Augen schon die Herrlichkeit Allahs, vor der die Sonne ihren Schein verliert? Schweben sie schon im Ewigen und Unendlichen, den beiden Formen der Gottheit?

So wiederholt sich der Reigen in gewissen Zwischenräumen vier- bis fünfmal, und seine Dauer ist immer dieselbe. Zum Schluss spricht der Scheich, der sich nur selten am Tanz theiligt, Gebete für den Glauben, den Staat, das kaiserliche Haus u. s. w. und endet mit dem Fatiha. Die Derwische antworten zusammen mit dem Ausruf: Hu! und verlassen ohne Ordnung den Saal.

Die eigentliche Bedeutung dieser religiösen Uebung wird verschieden erklärt. Dschelaleddin, der Stifter der Mewlewihs, selbst giebt die folgende Erklärung: „Wenn man einen Kreis beschreibt, so dreht man sich nach allen Punkten hin, um Gott zu suchen, den man auf allen Seiten findet, weil Gott allenthalben ist; ausserdem zeigt die beständige Veränderung der Stellung die Losreissung von den Gütern dieser Welt, bei deren keinem man stehen bleibt.“ Sicher ist jedenfalls, dass

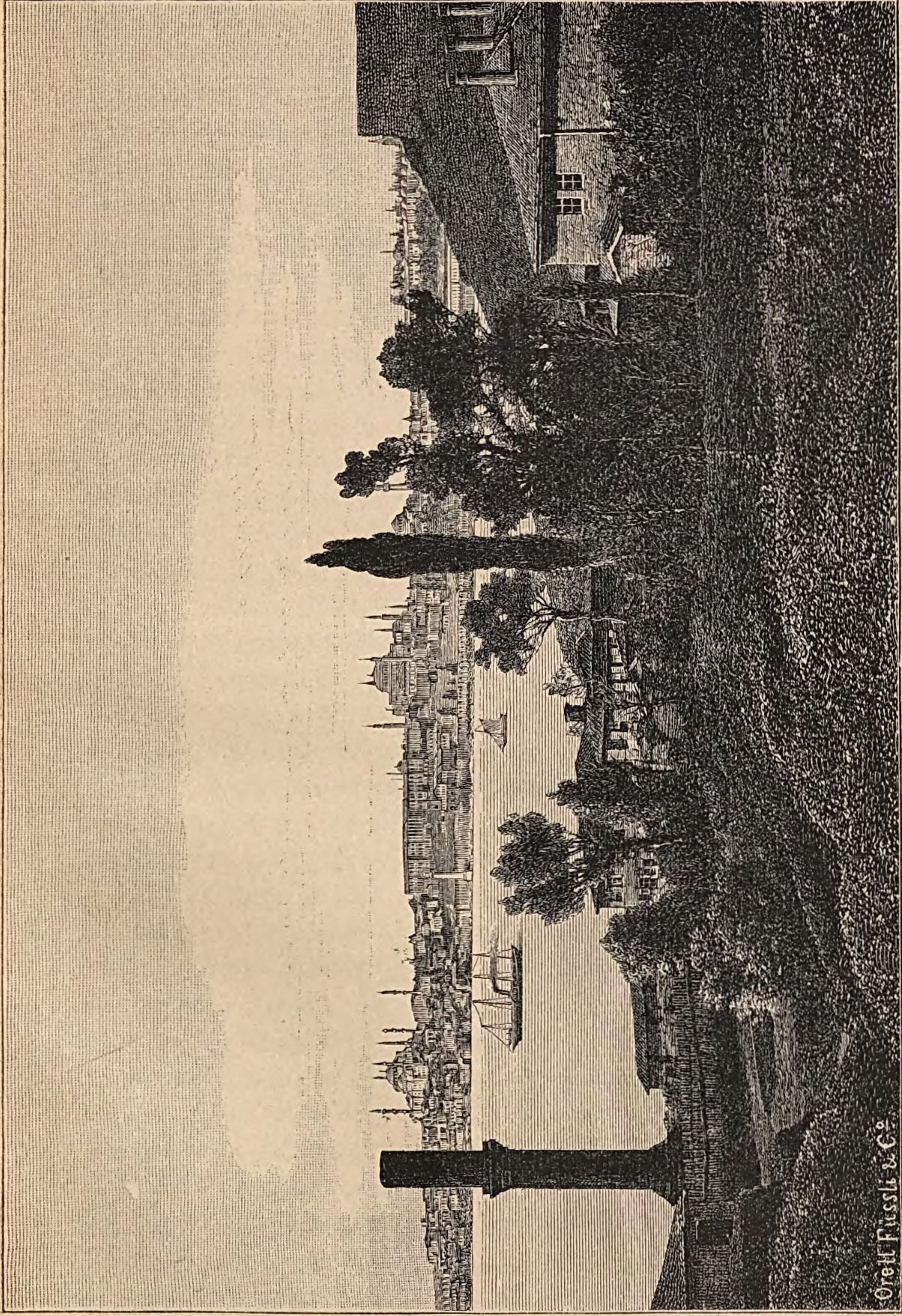
die sonderbaren Leibesübungen, die strenge Lebensweise und die Kasteiungen dieses und anderer Orden mehr dazu dienen, die Aufmerksamkeit der Laien von dem Kern ihrer meist sehr freisinnigen Glaubens- und Sittenlehre auf Aeusserlichkeiten abzulenken, dass sie erst in zweiter Linie den Zweck der Selbstverleugnung, der Tödtung des Eigenwillens und dadurch der Vereinigung mit der Gottheit schon auf der Erde verfolgen. Wenigstens machen die Derwische von heute ganz den Eindruck, als wären aus den früheren Skeptikern und Stoikern allmählich theils geistig stumpfe Bettelmönche, theils behäbige Gelegenheitsepikuräer geworden. Ihre Einkünfte bestehen meist in frommen Stiftungen und Legaten. Da sie aber ausser Wohnung und Kost alle Lebensbedürfnisse selbst bestreiten müssen, so treiben viele von ihnen ein Handwerk. Ergeben die Einnahmen eines Klosters einen Ueberschuss, so wird dieser an die Armen vertheilt. Häufig erhalten die Derwische auch Geld von Leuten, die sich ihren Gebeten empfehlen, oder Vermächtnisse von frommen Seelen. Noch andere Einkünfte haben die Mewlewihs, gleich ihren Kollegen, die wir gestern kennen lernten, von der Unwissenheit und Leichtgläubigkeit des Volks, dem sie Amulette verkaufen. Ist ein Kind krank, so lässt man seinen Namen und den seiner Mutter (denn bei rein religiösen Handlungen werden die Muhamedaner nach der Mutter benannt) mit einem Verse aus dem Koran auf ein Stück Papier schreiben, das Nuscha heisst, und hängt dies dem Kranken um den Hals, um dadurch seine Heilung zu bewirken.

Gewöhnlich wird der Sohn eines Derwisches, der an das müssige Leben seines Vaters gewohnt ist, wiederum Derwisch und beginnt schon als Kind in der Tracht des Ordens sich an den Uebungen zu betheiligen. Aber auch aus anderen, und früher nicht selten aus den höchsten Ständen gewinnen die Orden ihre Mitglieder. Denn trotzdem, dass ihre Uebungen, die früher nur von nebensächlicher Bedeutung, nur Mittel zum Zweck waren, jetzt zu einem einfachen Zeitvertreib, zu einem theilweise ziemlich gut bezahlten Schauspiel für Neugierige herabgesunken sind, lassen sich doch noch genug fromme Mu-

hamedaner durch den Anschein der Bussfertigkeit hintergehen und wohnen nicht nur den Uebungen bei, sondern treten oft selbst in die Verbrüderungen ein.

Der Orden der Mewlewihs ist unter allen der angesehenste. Er vertritt unter den übrigen die Aristokratie. Deswegen erfreuen sie sich auch der Gunst der regierenden Klasse. Ihre Scheichs, wenigstens in den grösseren Städten des Reichs, besitzen Equipagen und Reitpferde und gehen nie ohne Diener aus. Der Superior dieses Klosters ist ein kleiner Potentat, gegen welchen sich jeder Pascha und Minister der grössten Ehrerbietung befleissigt. Noch heute geniesst der Nachfolger Dschelaleddins das Vorrecht, dem Sultan bei der Thronbesteigung in der heiligen Moschee zu Ejub das Schwert Osmans umzugürten.

Aus dem Klosterhof treten wir wieder in's Gewühl der Grande Rue hinaus. Sonderbare Stadt, Sitz der Widersprüche und der Kontraste! Aus einem Vorgang, der den Zuschauer glauben machen könnte, eine Scene aus den Märcen von 1001 Nacht spiele sich vor ihm ab, sieht er sich plötzlich in das Getriebe modernen europäischen Lebens versetzt. Spiegelscheiben eleganter fränkischer Geschäftsläden glitzern uns entgegen, vornehme Equipagen versperren uns den Weg, und aus dem Tunnel zur Seite des Tekkehplatzes tönt der schrille Pfiff der Drahtseilbahn. Wir überschreiten den Platz und verfolgen die zur Seite des Piccolo Campo, des *Kleinen Friedhofs* (vide Plan Nr. 40), nach der *Alten Brücke* hinabführende Strasse. Und wohin jetzt? Die Antwort, die uns unser Führer ertheilt, beschleunigt unsere Schritte. Haben doch die Schilderungen von den *Süssen Wassern*, die wir gehört und gelesen, unsere Neugierde mehr entfacht als befriedigt. Mit dem Namen „Süsse Wasser“ bezeichnen die Franken zwei Flüsschen, einen in Europa, den andern auf der asiatischen Küste, die beide durch schmale Wiesenthäler fliessen und in der Regel schlammig und schmutzig sind. Keineswegs also wegen einer besondern Reinheit des Geschmacks werden sie süss genannt, sondern nur, weil sie nicht salzig sind wie das Wasser,



in das sie münden. Ihre Ufer jedoch sind im Frühjahr mit üppigem Grün und einem bunten Blument Teppich bedeckt und bieten deshalb angenehme Promenaden, die besonders Freitags von Türken, Franken und der Rajah besucht werden.

Kaum haben wir das hohe dreigetheilte Thor vor der Brücke durchschritten, so empfängt uns ein betäubendes Geschrei von Kaikdschis, die uns ihre Boote zu Diensten stellen und mit Rufen und Zeichen anpreisen. Nachdem wir uns nach langen Unterhandlungen über den Preis verständigt haben, betreten wir mit Vorsicht das schwankende Fahrzeug und lassen uns auf dem polsterbedeckten Boden nieder, so dass nur Kopf und Schultern über den Bord ragen. Die Bauart dieser Kaiks hat wohl die meiste Aehnlichkeit mit der der sogenannten Grönländer. Ihre ausserordentliche Länge steht durchaus in keinem Verhältniss zur Breite. Die Rippen bestehen aus leichten eichenen Sparren, die in steilen Bogen von einem kaum zolltiefen Kiel ausgehen. Innen und aussen sind sie mit sehr dünnen Birkenbrettern bekleidet, die so genau an einander passen, dass sie eine vollkommen glatte Oberfläche bilden. Vorder- und Hintertheil laufen pfeilspitz zu, ragen weit über den Wasserspiegel heraus und sind verdeckt, um zugleich als Schrank und als Sitz für die Dienerschaft zu dienen. Reiche Leute haben eigene Boote mit zwei und drei Ruderern und breiten rothe oder blaue, mit goldenen Fransen besetzte Decken über die Polster und den Rand des Bootes.

Unmöglich ist es, sich eine zierlichere Form zu denken als die dieses leicht gebauten, spitzen Fahrzeuges, dessen Bord und Innenseite polirt und mit anmuthigen Reliefarabesken verziert sind. Nur die Ruder aus glatt gehobeltem Buchenholz sind nicht angestrichen. Ihre Stangen sind rund und lang, in der Nähe des Griffes haben sie eine kolbenförmige Anschwellung, um das Gleichgewicht zwischen Griff und Schaufel herzustellen. Letztere ist flach, wird nach unten immer breiter und läuft in die gezackte Form eines Fischeschwanzes aus. Die Ruder bewegen sich nicht zwischen zwei Pflöcken, sondern sind nur durch einen einzigen, aus dem härtesten Buchsbaum

gefertigten Pflock mittelst einer Lederschlinge am Bord festgehalten. Die Schlinge wird sorgfältig geölt, so dass die Bewegung der Stangen vollkommen leicht ist und die Schaufeln mit der vollen Kraft auf das Wasser wirken. Die ausserordentliche Leichtigkeit des Materials und der Bauart und die Kraft und Gewandtheit der Kaikdschis lassen das Boot ungewöhnlich rasch und geräuschlos dahingleiten, und selbst bei dem schlechtesten Wetter kann man sich darin den Wogen anvertrauen, die es wie eine Feder einander zuspielen, so dass die scharfe Spitze, die Wellenberge durchschneidend, den Schaum nach beiden Seiten in die Luft wirft.

Unsere beiden Kaikdschis sind kräftige, muskulöse Gestalten. Ihre Tracht besteht aus einem weissen, halbseidenen Hemd mit weiten Aermeln und faltenreichen, weissleinenen Beinkleidern, die unter den Knien zusammengezogen sind. Mit Ausnahme weniger Juden besteht das Korps der Bootführer aus Türken und Griechen, von denen die ersteren in der Stadt, die letzteren am Bosphorus die Mehrzahl bilden.

Ein paar Ruderschläge bringen uns aus dem Getümmel der Boote hinaus in's Freie. Auf dem linken Ufer des Goldnen Horns erhebt sich terrassenförmig *Stambul* (v. Bild p. 112), dessen dunkle Häusermasse von dem Grün der zahlreichen Gärten wie von Guirlanden umschlungen wird. Die Wellenlinie des Höhenzuges krönen die kaiserlichen Moscheen; uns zunächst erhebt die *Solimanieh* sich inselartig über das Dächergewirr ihrer Nachbarschaft. In dem zwischen beiden liegenden Thal erscheinen die mächtigen Umrisse der *Wasserleitung* des *Valens*. Der schlanke weisse *Thurm* des *Seraskierats* winkt seinem korpulenten Kollegen auf dem nördlichen Ufer, dem *Galatathurm*, zu, der über den Cypressenwald des *Piccolo Campo* herüberschaut. Aber jetzt zieht eine Reihe abgetakelter hölzerner Schiffskolosse von alterthümlicher Form, mit in der Mitte ausgeschweiftem Rumpfe, unsere Aufmerksamkeit auf sich. An Länge und Höhe überragen sie die grössten Panzerschiffe unserer Zeit. Mehrere von ihnen führten einst 140 Geschütze von enormem Kaliber im untersten Deck. Am Vordertheil sind

sie meist mit kolossalen Löwen oder Adlern, von den Byzantinern übernommenen Emblemen, verziert. So furchtbar diese schwimmenden Kastelle einst gewesen zu sein scheinen, so haben sie sich doch meist ebenso ungefährlich bewiesen wie die lange Linie moderner Panzerschiffe, die in ihrer Nähe vor Anker liegen. Die Türken waren von jeher im Seekriege wie in der Schifffahrt gleich untüchtig und unfähig.

Die Lebendigkeit des Hafenbildes wird noch erhöht durch die Menge von Delphinen oder Meerschweinen, wie die Türken recht unpoetisch diese munteren Thiere nennen, die sich zwischen den zahllosen Kaiks umherwälzen, und durch die Möven, die sich kaum die Mühe geben, den plätschernden Rudern auszuweichen. Diesen Vögeln thut Niemand etwas zu Leide, denn wie die Hunde die Strassen, so reinigen sie das Wasser. Nichts entgeht ihrem raschen Blick und ihrem nie irrenden Schnabel, und durch sie wird der Hafen grossentheils von dem Schmutze befreit, welcher der Strömung zum Trotz sich hier anhäufen würde.

Zur Rechten zeigt sich jetzt unseren Blicken ein in Roth und Weiss glänzender Palast, ein helles und luftiges Werk morgenländischer Baukunst. Er beherbergt die *Admiralität* (vide Plan Nr. 30) und an ihn schliessen sich längs des Ufers die zahlreichen Gebäude des *Marine-Arsenals* (vide Plan Nr. 28) mit den *Trockendocks* und auf der Höhe im Hintergrunde das *Marinehospital*. Die in dem Thale dahinter liegende ärmliche, fast ganz aus Holz bestehende Vorstadt *Kassim Pascha* (vide Plan Nr. 29) ist ausschliesslich von Türken bewohnt.

Auf dem Höhenzuge im Westen von Kassim Pascha erstreckt sich der *Okmeidan* (Pfeilplatz), eine weite öde Hochebene. Eine Menge kleiner Säulen, die denselben bedecken, geben durch ihre Inschriften Zeugniss von der Geschicklichkeit und Stärke früherer Sultane, welche sich hier im Bogenschiessen und Speerwerfen übten, wobei es nicht darauf ankam, ein bestimmtes Ziel zu treffen, sondern möglichst weit zu schiessen und zu werfen. Die Anhöhe westlich davon bedeckt der ungeheure *Friedhof der Juden*, welche das südlich davon

gelegene schmutzige Dorf *Hasköi* bewohnen, das Ghetto des nördlichen Ufers des Goldenen Horns, dem Stambuler Judenviertel Balat (v. Plan Nr. 17) gerade gegenüber gelegen. Dieses einsame Todtenfeld zeichnet sich vor allen anderen durch den Mangel an Bäumen und Blumen und durch die fünfeckige Form der Sarkophage aus. Letztere sind, wie auch die darunter liegenden Platten, mit künstlich gearbeiteten Blumen und Inschriften verziert. Der Anblick dieser Wildniss, die starre Ruhe der unzähligen Marmorblöcke erfüllt die Seele mit Ehrfurcht und stimmt sie zur Trauer. Vom Wasser aus gesehen, gleicht dieses weite Golgatha den Ueberbleibseln einer stolzen, durch den Willen des Allmächtigen niedergeschmetterten Stadt.

So luftig die Ruhestätte der Todten ist, so erbärmlich und ungesund sind die Wohnungen der Lebenden. Die Niederung, die sie bewohnen, ist vor dem Nordwind durch die hohe Hügelkette geschützt, aber der schwülen Hitze des Mittags ausgesetzt. Die Strassen sind mit stinkendem Wasser überschwemmt, das in ekelhaften Pfützen stagnirt. Die Bewohner sind daher eine Beute aller der Krankheiten, die aus der Verbindung solcher Uebel entstehen. Die Häuser sind schmutzig, niedrig, feucht, dunkel und der frischen Luft verschlossen, dennoch beherbergen sie eine entsetzliche Menge Menschen. Man kann daraus auf die Grösse des Unglücks schliessen, das in Gestalt einer furchtbaren Feuersbrunst vor kurzem die elende Ortschaft betraf. Noch heute zeugen die weit ausgedehnten geschwärzten Trümmer des steinernen Unterbaus der elenden Holzhäuser von der Wuth des Elementes. Mehr als 1000 Häuser wurden verzehrt, und über 2500 Familien, mit wenigen Ausnahmen lauter israelitische (nur der westliche Theil ist von Armeniern bewohnt), wurden obdachlos.

Die Weiber, die in diesen jämmerlichen Wohnungen leben, sind von abschreckender Hässlichkeit, und ihre schlecht genährten Kinder sehen blass und verkommen aus. Vor allem befördert die durch die frühzeitige Eheschliessung bewirkte ausserordentliche Zunahme der jüdischen Bevölkerung das allgemeine Elend. Denn die meist auch von den Türken beob-

achtete Sitte schreibt den jungen Männern vor, sich mit 18 Jahren zu vermählen, während die Braut nur selten über 15 Jahre alt ist. Die Sitten der türkischen Hebräer sind streng, und Trunkenheit, Diebstahl und Mord kommen unter ihnen fast nie vor, während sie hingegen in der Kunst, jede Gelegenheit, die unerlaubten Gewinn auf Kosten der Dummheit und Unerfahrenheit Anderer verspricht, rücksichtslos auszubeuten, gefährliche Rivalen der Griechen und Armenier sind. Hauptsächlich nähren sie sich als Mäkler, Zwischenhändler und Dolmetscher in den Bazars oder als Hausirer vom Kleinhandel und Schacher. Alles, was von Anderen als unnütz weggeworfen wird, raffen sie gierig auf. Ihre schmutzigen, zerlumpten Kleider sind die abgelegten Kleidungsstücke anderer. Um den Fess schlingen sie einen groben, kreuzweis gefalteten, baumwollenen Lappen, ihre fadenscheinigen Pumphosen reichen bis an die Kniee und lassen durchlöchernte Strümpfe sehen. Bei der diesem Stamme eigenen Zähigkeit und Ausdauer ist es aber auch schon manchem gelungen, sich zum Grosskapitalisten und Millionär aufzuschwingen.

Die Israeliten der Türkei sind zum grössten Theil Espagnolen. Im 15. Jahrhundert durch die Inquisition aus Spanien und Portugal vertrieben, fanden sie hier eine neue Heimath und dieselbe bürgerliche und religiöse Autonomie wie die übrige Rajah. Ihre Stellung aber ist noch heute eine verachtete und demüthigende. Allerdings kann man das Verhalten des Türken zum Juden nicht gerade intolerant nennen, er hasst ihn nicht, er verfolgt ihn nicht, aber er lässt ihn einfach bei Seite, hält ihn nicht der Beachtung werth. Bezeichnend dafür ist der Umstand, dass ein Jude, der Moslim werden will, nie unmittelbar vom Judenthum zum Islam übertreten darf, sondern zuerst und zum Schein die Taufe empfangen muss, um erst durch die Abtrünnigkeit vom Christenthum des Islam werth zu sein. Doch mögen die Juden, wenn ihnen überhaupt an der Achtung der Osmanli etwas liegt, sich damit trösten, dass sie in derselben noch immer nicht so tief stehen als die Perser, welche als von Allah, dem Propheten und allen gläubigen

Sunniten verfluchte Schiiten am jüngsten Tage die Pferde abgeben werden, auf denen die Juden zur Hölle reiten.

Geradezu feindselig aber stellt sich der Grieche zum Juden. Zwischen ihnen herrscht eine tief eingewurzelte Abneigung, welche den letzteren bei allen Unruhen und Streitigkeiten zwischen Türken und Griechen stets die Partei der ersteren ergreifen liess. Bei solchen Gelegenheiten kam sein unveröhnlicher Hass, zu dem ihm allerdings die Unterdrückungen und die verächtliche Behandlung seitens der Griechen oft genug Anlass boten, zum Ausbruch.

Ausser den Espagniolen haben sich auch noch zahlreiche Juden aus anderen Ländern, besonders aus Italien, Deutschland, Ungarn, Rumänien und Russland in der Türkei niedergelassen und geniessen meist als Schutzbefohlene dieser Staaten die Privilegien der Franken.

Hinter Hasköi treten die Ufer einander schon näher. Drüben zur Linken lugen aus dem schattigen Grün die hohen Moscheen und Grabmäler von *Ejub* hervor, auf dieser Seite sind Gräber, Kirchen, Moscheen, Synagogen und Kasernen in bunter Reihenfolge auf die kahlen Höhen verstreut. Das Kaik windet sich jetzt zwischen flachen Inseln hindurch, und wir sehen das Ende des Goldenen Horns vor uns liegen. Hier münden zwei kleine Flüsse, *Alibei-Suju* von Nordwest und *Kiathaneh-Suju* von Nordost. In den letzteren, der speziell mit dem Namen der Süssen Wasser bezeichnet wird, lenken wir ein. Die das Thal einschliessenden Höhen sind unfruchtbar und kahl, wie die ganze Umgegend der Stadt, welche neun Monate im Jahre dem Auge eine ausgebrannte dürre Oberfläche von verdriesslichem Braun bietet. Um so anziehender für die ganze Bevölkerung sind daher die mit frischem Grün und einem Blumenschmelz von allen Farben bekleideten Ufer dieses Flüsschens. Je weiter wir aufwärts fahren, desto belebter wird die Landschaft. Zahllose Kaiks kreuzen sich, besetzt von festlich geputzten Menschen. An einem im Schweizerstil erbauten grossherrlichen Kiosk vorüber führt uns der Fluss mitten durch die sich zu beiden Seiten ausdehnenden Wiesen hindurch, auf

denen sich eine bunte Menge gelagert hat. Im Hintergrunde taucht zwischen hohen Bäumen ein zierliches, aus Holz konstruiertes Lustschloss auf, einst die Lieblingsresidenz Mahmuds II. Doch mied er später diesen Ort mehrere Jahre lang, da seine Lieblingssklavin hier starb.

Unser Kaik legt am Ufer an, und wir lassen uns unter einem Baume auf den niedrigen Schemeln nieder, die mit den winzigen Kaffeekochern und -Tassen die ganze Einrichtung eines Kaffedschi ausmachen. Sein Herd besteht aus mehreren auf dem Boden liegenden Feldsteinen, in deren Mitte Holzkohlen glimmen. Von hier aus können wir das bunte Leben und Treiben, das sich vor unsern Augen entwickelt, in aller Ruhe betrachten. Bunt genug ist es allerdings, und kaum wissen wir, worauf wir zuerst unsere Aufmerksamkeit richten sollen. Unmittelbar neben uns sitzt eine Gruppe alter Effendis von würdigem Aussehen, die mit untergeschlagenen Beinen auf Teppichen hockend, sich ganz dem „Kef“ hingegen haben, dem ungestörten, gedankenlosen *divino far niente*. Auf der andern Seite trägt ein armenischer Sänger mit näselnder Fistelstimme ein türkisches Lied vor. Ein anderer begleitet ihn auf einer Gitarre mit lose gespannten, klirrenden Saiten, die er mit einer Federkiele ertönen macht. In europäischen Ohren hat weder das Lied noch die Begleitung die fernste Aehnlichkeit mit Musik, den Türken scheint aber beides vollkommen harmonisch zu klingen.

Eine Menge Verkäufer von Gebäck und Süßigkeiten bewegt sich zwischen den lagernden Gruppen. Meist tragen sie ihre Waaren auf einer runden Holzplatte auf dem Kopfe und in der Hand ein Holzgestell, auf welches sie dann die Platte niedersetzen. Andere haben Eis und Scherbet, wieder ein anderer eine dicke, helle und durchsichtige, aus Reis gekochte Gallerte, Mahalibi genannt. Von dieser schneidet er mit einer metallenen Schaufel ein Stück ab, legt es auf einen kleinen Teller und giesst aus einem Kännchen etwas Rosenwasser darauf. Die in seiner Nähe sitzenden griechischen Schönen sucht er mit dem Geschrei anzulocken: „Mahalibidschi, mahalibidschi, bidschi,

dschi! Elenka (Helenchen), Kathinka, Mariunka, dschanum (meine Seele), kusum (mein Lamm), kommt, kauft mein himmlisches Mahalibi!“ Eine andere Leckerei ist Halwa, ein fester Teig aus Mehl und Honig, gewöhnlich mit Wallnussbrocken durchsetzt. Die geschätzteste Konfitüre aber ist Rahatlukum (Labsal der Kehle), eine gallertartige, aus Honig und dem Saft frischer Trauben bereitete Substanz. Dazwischen geht



Verkäufer von Backwaaren

der Sudschi, der Wasserverkäufer, eine unentbehrliche Person, beständig auf und ab, in der einen Hand ein Glas, in der anderen einen Krug mit langer Röhre.

Die Harmonie des Bildes wird etwas gestört durch die blasirten Erscheinungen junger Türken aus den höheren Ständen. In modernster Tracht sind sie zu Ross und zu Wagen erschienen, mehr um gesehen zu werden, als um zu sehen.

Nur der Fess macht sie als Orientalen kenntlich. Dass sie ihren Zweck auch erreichen, beweisen die verstohlenen und koketten Blicke, die aus dem Innern der eleganten Equipagen zu ihnen hinüberstreifen. Die schönen Insassinnen, Damen aus den Harems hochgestellter Beamten, vielleicht des Sultans selbst, mischen sich nicht unter das Volk, sondern bleiben im Wagen, dessen geöffnete Fenster ihnen aber noch hinlänglich gestatten, durch gelegentliche rasche Kopfwendungen ihre von dem dünnen Schleier mehr hervorgehobenen als verdeckten Reize zu entfalten. Meist sind sie von bemerkenswerther Schönheit: zarte, schmiegsame Gestalten, edle Formen, liebliche Züge, prachtvolles Haar, vollendet schöne Augen und die zierlichsten Händchen und Füßchen zeichnen fast alle aus. Die abschreckende Hässlichkeit ihrer schwarzen Begleiter bildet den wirkungsvollsten Gegensatz zu den jugendfrischen Mädchengestalten, die, in eine Wolke von Seide und Spitzen gehüllt, nachlässig auf den weichen Polstern ruhen.

Zwischen den Karossen drängen sich Zigeunerweiber in quittegelben Gewändern. Bei dieser oder jener Gruppe lassen sie sich nieder und tragen mit kreischender Stimme und unter Begleitung eines Tamburets türkische Liebeslieder vor, während sie mit den Händen im Takte dazu klatschen.

Da die ungesellige Eifersucht der Türken die Geschlechter trennt, so sitzen die Frauen gesondert von den Männern in Gruppen bei einander, umgeben von Sklavinnen, Eunuchen und Kindern. Alle sind in den Feredsheh, den seidenen Mantel, gehüllt, dessen Farbe meist möglichst grell ist, bald roth, bald blau, bald violett, auch wohl roth mit breiten goldenen Streifen durchwirkt. Der Kopf ist von dem Musselinschleier bedeckt, der nur die Augen freilassen soll. Aber die Koketterie ist stärker als die Furcht vor dem fast jedes Jahr von der Polizei aufs neue eingeschränkten Gesetz, sie trotz dem Verbote und unterweist die Frauen in der Kunst, ihre Reize bemerkbar zu machen. Der Feredsheh kann sich einen Augenblick öffnen und ihren vollen Wuchs unter der fränkischen Toilette sehen lassen; eine wohlgeformte Hand, an deren Fingern Brillanten

blitzen, stiehlt sich aus dem weiten Aermel, der ihn verhüllen soll; der Schleier, der das Gesicht verdeckt, schiebt sich bei einer Bewegung zur Seite; jetzt senkt sie den Kopf, um ihren niedlichen Mund zu zeigen; endlich schaut unter den langen Falten ihres Mantels zögernd ein kleiner Fuss hervor, und die



Schöne hat ihren Wunsch erreicht, ihre Reize vor uns paradien zu lassen.

Manchem Fremden kommt ein solches Benehmen wohl als Aufforderung zu einem romantischen Abenteuer vor. Aber kaltes Blut! Erstens wäre jeder Versuch zur Annäherung von den unangenehmsten Folgen für den feurigen Phantasten, er würde seine persönliche Sicherheit ernstlich gefährden, und

dann hat es die schöne Fatme, oder wie wir sie sonst nennen wollen, durchaus nicht so liebevoll gemeint. Denn nirgends ist die Poesie der Leidenschaft weniger bekannt als unter den Türken, obwohl in Europa über keine Seite des orientalischen Lebens so romantische Ansichten herrschen als über diese. Ebenso übertrieben ist die gewöhnliche Anschauung von der Verbreitung der Polygamie. Vámbéry rechnet auf tausend Familien eine einzige, in der man von der legalen Erlaubniss zur Vielweiberei Gebrauch macht. Denn da jede Frau ihren besonderen Haushalt beansprucht, können sich nur sehr reiche Leute diesen Luxus gestatten. In den mittleren und unteren Klassen wird der Fall, dass ein Mann zwei Weiber hat, nur ganz ausnahmsweise vorkommen. Die Reichen aber fürchten die Unbequemlichkeit und den Unfrieden, es sei denn, dass die getäuschte Hoffnung, einen Erben zu erhalten, oder eine lang andauernde chronische Krankheit der Frau sie veranlassen, eine zweite zu heirathen. In diesem Falle ist die zweite gewöhnlich eine Sklavin, da wenige achtbare Eltern geneigt sind, ihre Töchter an Männer zu verheirathen, über deren Hauswesen sie keine ungetheilte Aufsicht führen können. Nur Beamte vom höchsten Rang und Reichthum haben zuweilen mehrere Weiber (das Gesetz gestattet ihnen vier), aber auch hier ist es eine Ausnahme. Dagegen erlauben Gesetz und Sitte dem Moslim, so viel Sklavinnen zu haben, wie er will. Nicht der mindeste Makel haftet an der Geburt des Sohnes einer Sklavin. Diese stehen unter dem Befehl der eigentlichen Kadin oder Hanum, der Frau vom Hause. Wie oft aber und wie weit man von jenem Recht Gebrauch zu machen pflegt, dürfte für einen Europäer schwer zu ermitteln sein.

Meistens sind die Sklavinnen Tscherkessinnen. In den Harem eines Grossen oder gar des Padischah zu kommen, ist für das tscherkessische Mädchen der Gipfel aller Wünsche. Ganz natürlich! Das arme Kind, das in der heimathlichen Hütte karg genährt und schlecht gekleidet wurde, das auf dem kattunüberspannten Holzdivan schlief, mit blossen Füßen Wasser holte und des Viehes wartete, das darauf im Sklavenhause

sich abquälen musste, Tanz und Spiel zu erlernen, um sich täglich einer Reihe von prüfenden Käuferinnen vorstellen zu lassen, es fühlt sich in der üppigen Pracht des grossherrlichen Harems wie im Paradiese. Die „Blume des Padischah“ schläft jetzt auf seidenen Kissen, ruht auf sammtnen Divans, verfügt über reichen Schmuck, über prachtvolle Gewänder, fährt im vergoldeten Kaik auf dem Bosphorus, im seidengepolsterten Wagen nach den Süssen Wassern.

Was die Eunuchen betrifft, deren Tücke und Grausamkeit in Romanen ebenso phantasievoll als falsch geschildert werden, so spielen diese Unglücklichen durchaus keine beneidenswerthe Rolle. Sie halten die Wache, besorgen die Aufträge der Damen nach auswärts und begleiten sie bei ihren Ausfahrten und Spaziergängen. Die Gemächer der Damen dürfen sie nur mit deren Erlaubniss betreten und diese selbst niemals anders als in vollständiger Toilette, in Schleier und Feredsheh erblicken. Dass sie der Schrecken des Harems seien, ist ein längst widerlegtes Märchen. Vielmehr sind sie dem Spott und oft sogar den Schlägen von alten und jungen Damen ausgesetzt. Niemals dürften sie sich erlauben die Grenzen der tiefsten Unterwürfigkeit zu überschreiten. Ihre Zahl vermindert sich von Jahr zu Jahr, da sie fast nur noch im kaiserlichen Haushalt und in wenigen vornehmen Häusern angestellt sind. Einen sonderbaren Eindruck macht die Vorliebe dieser Herren für gewählte fränkische Toilette, die auffällig mit den widerlichen, schlaffen Zügen und den missgestalteten Körperformen kontrastirt. Sie sind sämmtlich grosse Pferdeliebhaber und, so lange sie nicht übermässig dick sind, meist kühne Reiter. Ihr gewöhnlicher Titel ist Aga (Herr) oder Lala (Wächter); der Chef der kaiserlichen Agas ist der *Kislar Agassi* (Mädchenaufseher). Früher war dieser zugleich Staatsminister und kam als Inspektor und Generalverwalter der heiligen Städte unmittelbar nach dem Grosswesir und dem Scheich ul Islam. Er hatte die Oberaufsicht über den kaiserlichen Haushalt und die Domänen und war der vertraute Rathgeber des Sultans. Eine seltsame Vorschrift der Etikette erfordert, dass er sich, zum Zeichen

seiner hohen Würde, einen Harem hält. Heutzutage hat er wesentlich an Einfluss verloren und ist auf die Beaufsichtigung und Oberleitung des Harems beschränkt.

Womit aber beschäftigen sich die türkischen Frauen, deren Wesen für uns immer den Zauber des Geheimnissvollen zu behaupten scheint? Geistige Beschäftigungen sind selbst bei vornehmen Damen Ausnahme, und ihre Vergnügungen sind mehr materieller als intellektueller Art. Sie füllen ihre Zeit mit Ueberwachung der Erziehung ihrer Kinder oder junger Sklavinnen, mit Putz, Besuchen, Spazierfahrten und geselligen Zusammenkünften in den Bädern aus, die gleich den Thermen der Römer Erholungs- und Vergnügungsorte sind. Die Frauen der untern Klassen sind natürlich fast ausschliesslich mit den niedrigen Arbeiten ihrer kleinen Haushaltungen beschäftigt.

Der Grad der Freiheit, den die türkische Frau geniesst, ist demnach kein so geringer, als man gewöhnlich annimmt. Ihre soziale Stellung ist aber dennoch eine niedrige und unwürdige. Trotzdem fühlt sie sich durchaus nicht unglücklich. Sie empfindet nicht die Erniedrigung, der sie preisgegeben ist, und das freie Wesen der christlichen Frauen erscheint ihr anstössig. Wie ein unmündiges, unverständiges Kind, dem man Schonung und Nachsicht zu Theil werden lässt, lebt sie in den Tag hinein; Zeit ihres Lebens in kindischen Anschauungen und Wünschen befangen, besitzt sie bei weitem nicht den Ernst und die Gelassenheit der grossen Mehrzahl ihrer europäischen Schwestern. Ihr ganzes Interesse bewegt sich um Aeusserlichkeiten, unter denen natürlich der Putz obenan steht.

Unter den lagernden Gruppen macht sich jetzt eine allgemeine Bewegung bemerkbar. Es ist bereits 11 Uhr, und das Abendgebet naht heran. Die Damen haben sich von ihren Polstern und Teppichen erhoben, ziehen die Mäntel fester an und helfen einander die Schleier zurecht stecken, wozu ihnen die Sklavinnen kleine Handspiegel halten. Ist die Toilette fertig, so kehren die verschiedenen Gruppen allmählig zu ihren

Wagen und Booten zurück, und alsbald verschwindet die ganze Erscheinung ruhig, geräuschlos und ohne jene herzlichen Abschiedsworte, die bei Personen gleichen Geschlechts in christlichen Ländern üblich sind. Ebenso wenig hört man jemals laute und lärmende Begrüssungen. Selbst wenn vertraute Freunde einander begegnen, beschränkt sich der Gruss auf Berührung der Brust, des Mundes und der Stirn mit den Fingern der ausgestreckten Rechten. Bei Bewillkommungen und Begrüssungen auf der Strasse beobachtet man die strengste Zurückhaltung, und nur am ersten Tage des Beiram, des muhamedanischen Hauptfestes, gibt und küsst man einander die Hand.

Unter den breitästigen Platanen wird es stiller und einsamer. Auch wir rüsten uns zur Rückfahrt. Durch das Gedränge der mit bunten Gestalten gefüllten Boote, aus denen manch heiteres Lachen und munteres Scherzwort herüber tönt, steuert unser Kaik geschickt hindurch, und bald eilen wir wieder auf der breiten Fläche des Hafens dahin. Ueber die ungeheure Stadt senkt sich der stille Abend nieder. Die Luft ist von einer entzückenden Klarheit. Scharf und deutlich zeichnen sich die Umrisse Stambuls auf dem Purpur des Abendhimmels ab, jedes Minareh, jede Kuppel, jede Cypresse auf der langen Linie von Ejub bis zum Serai tritt plastisch hervor. Zwischen den gigantischen Bögen der Wasserleitung des Valens flammen die letzten Dämmergluthen hindurch. Nichts entzückt das Auge mehr, stimmt die Seele ruhiger und feierlicher als die Pracht dieses Lichtes, mit welchem die scheidende Sonne Himmel und Erde übergiesst. Der Himmel glüht in purpurrothem Schimmer, der sich am Horizont in die feinsten Tinten eines violettbläulichen Farbenspiels auflöst, bis zuletzt ein schwefelgelber Streifen mit dunkelrother Grundlinie den Schluss des wundervollen Schauspiels bildet. Kein Künstler könnte diese unglaubliche Farbenpracht wiedergeben. Mit stummem Entzücken geniessen wir das herrliche Naturschauspiel, bis der Ruf eines Muezzins unsere Blicke nach dem hohen Minareh lenkt, über deren Galleriebrüstung das turbanbedeckte Haupt

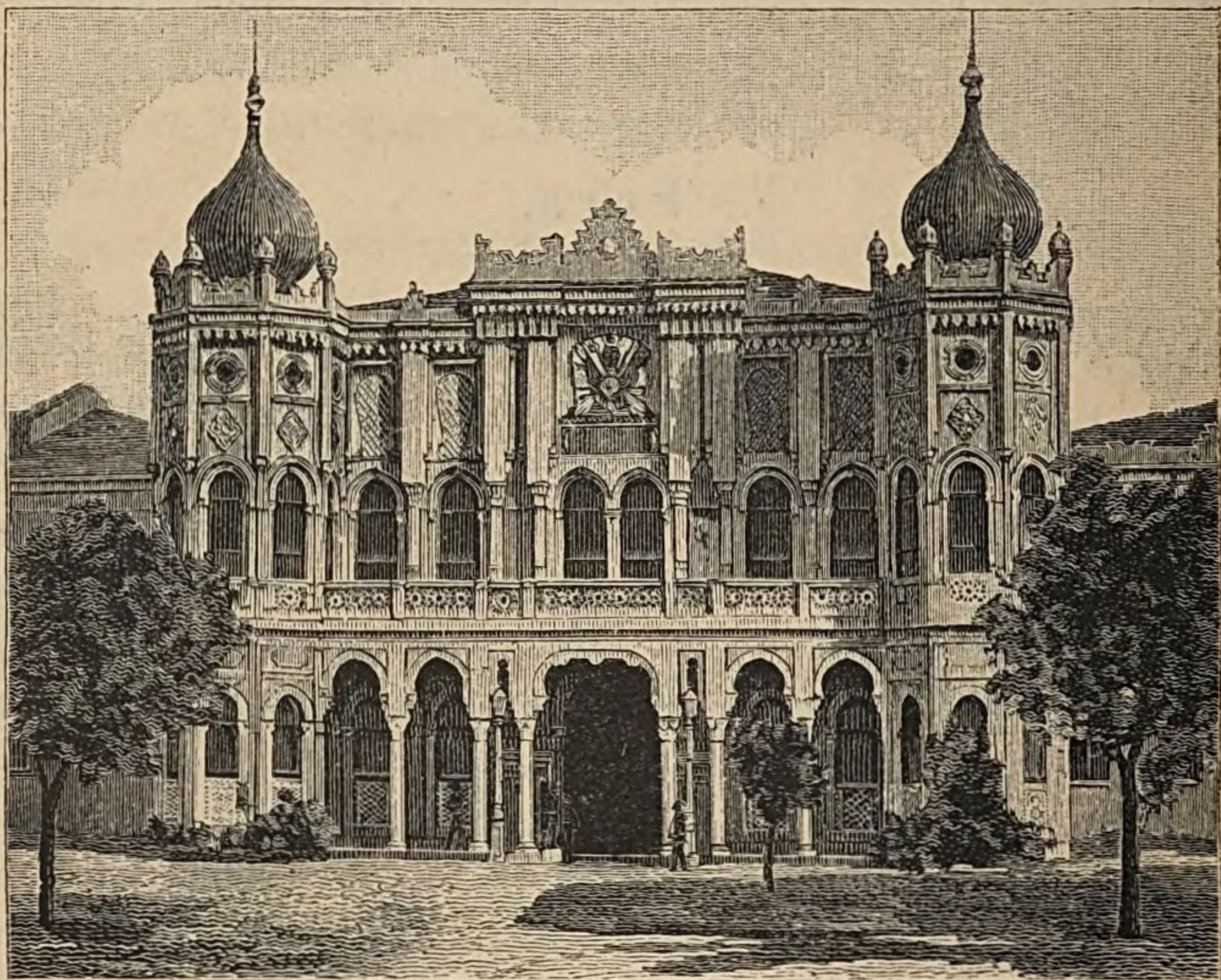
erscheint. Die Hände hinter die Ohren gelegt, das Haupt gen Himmel gerichtet, lässt er in hohen, tremulirenden Tönen die heiligen Worte erschallen: Gott ist gross! Es ist kein Gott ausser Gott! Muhamed ist der Prophet Gottes! Kommt zum Gebet! Gott ist gross! Gott ist einzig! Kommt zum Gebet! Und während er die Gallerie umschreitend, den feierlichen Ruf nach allen vier Himmelsrichtungen erschallen lässt, erklingen aus der Ferne dieselben Worte wie im Echo tausendfach zurück, bis leise die letzten Töne in der stillen Abendluft verzittern.

P e r a.

Wer den Süden Europas bereist hat und südliche Städte kennt, für den bietet Pera kein weiteres Interesse und wenig Originelles. Europäische Sitten und Einrichtungen drängen hier von Jahr zu Jahr die orientalischen Eigenthümlichkeiten, die durch seine Lage bedingt sind, zurück. Ein Gang durch die *Grande Rue de Pera*, die Pulsader des Verkehrs auf dieser Seite des Goldenen Horns, könnte uns wohl bisweilen glauben machen, wir befänden uns in einer grössern italienischen Stadt. Freilich wird selbst diese Hauptstrasse bisweilen beängstigend schmal, so dass die ohnehin sehr knapp bemessenen Trottoirs ganz verschwinden, und kaum soviel Raum bleibt, dass sich zwei Wagen ausweichen können. An andern Stellen jedoch, wo grosse Steinhäuser mit marmorgeschmückten Façaden und reichhaltigen Magazinen sich erheben, gewinnt sie ein grossstädtisches Aussehen, und die Palais der schwedischen, russischen, holländischen und französischen Botschaft verleihen ihr einen vornehmen Westend-Anstrich. Doch diesen in elegantem Stil erbauten Gebäuden folgen bald wieder hässliche Holzbauten und seit Jahren wüst liegende Brandstellen, die kaum durch einen elenden Holzverschlag den Blicken der Passanten entzogen werden. Häufig zeigt das Trottoir Spuren von Pferdehufen; denn Niemand hindert die persischen Treiber, wenn ihnen der Strassendamm zu

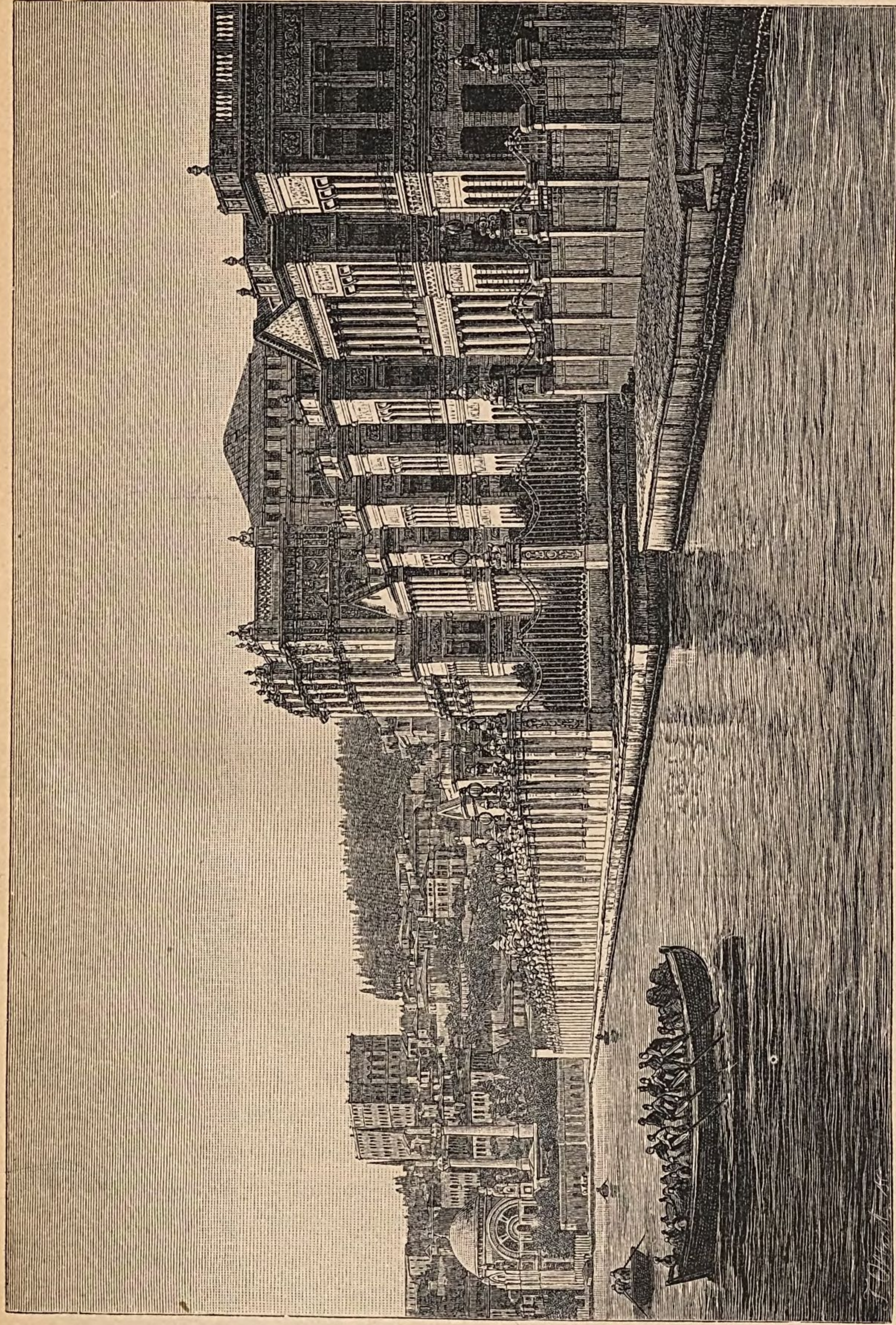
eng oder schlecht gepflastert scheint, das Trottoir zu benutzen, ebenso wenig als Jemand etwas Ungewöhnliches darin findet, wenn er einer mit der grössten Nonchalance einherbummelnden Patrouille von Saptiehs (Polizeisoldaten) Platz machen muss.

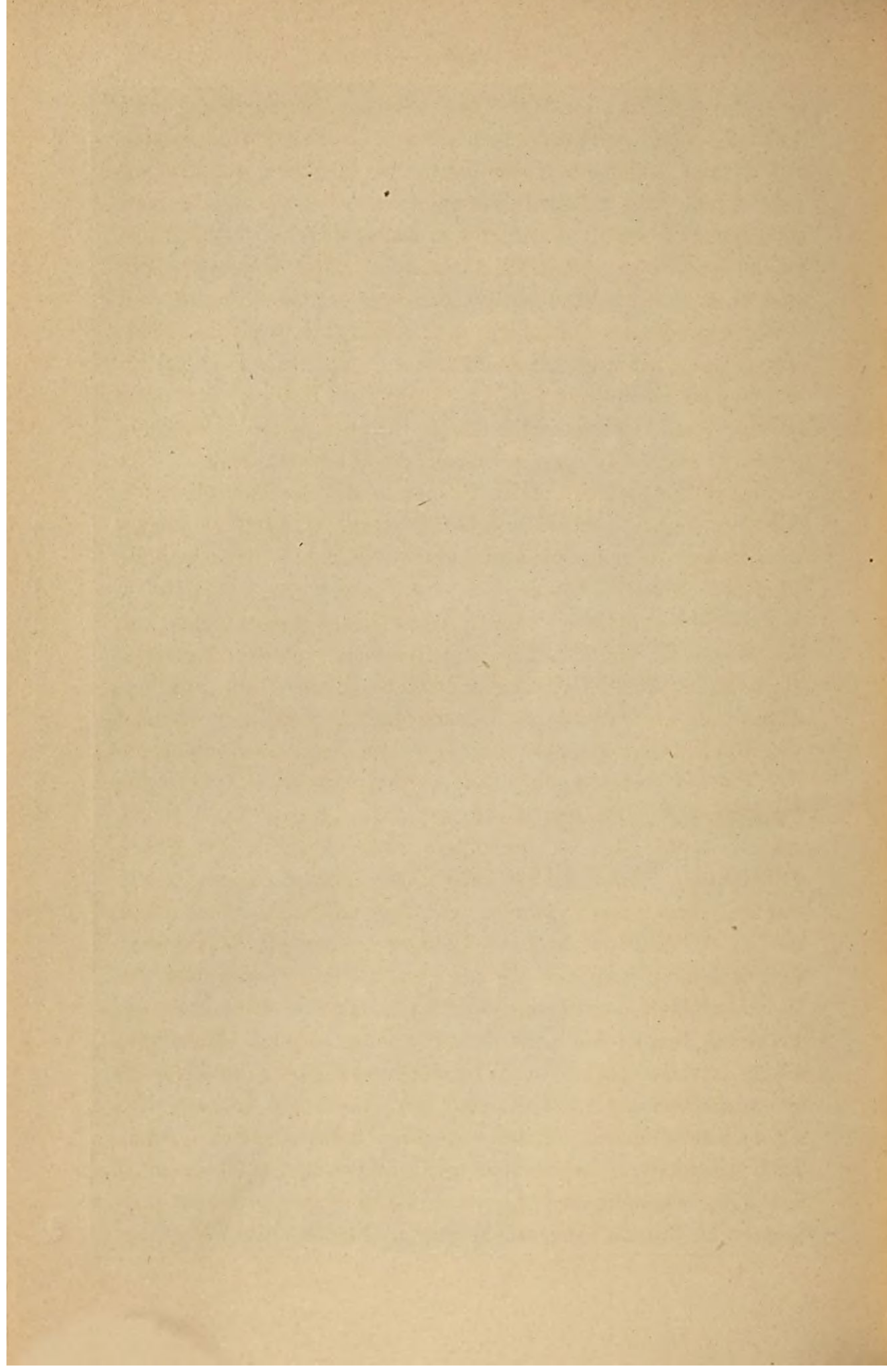
In bunter Reihenfolge wechseln einheimische Waarenläden und elegante fränkische Magazine, Hotels und Kaffees, letztere, wie die wenigen Brasserien, nach europäischem Zuschnitt eingerichtet, Gesandtschaftshotels und Konsulate, Theater und



Artillerie-Kaserne am Taxim.

Tingeltangels. Und europäisch wie die Scenerie ist auch im Grossen und Ganzen die Staffage. Nur die Vertreter der dienenden Klasse und die herumziehenden Händler erinnern uns daran, dass wir unmittelbar vor den Thoren Asiens stehen. Hin und wieder tauchen wohl die bunten Feredschehs türkischer Frauen aus dem Gedränge auf; vor den Spiegelscheiben fränkischer Geschäfte stehen bleibend, mustern sie erstaunten Blicks die ausgestellten Herrlichkeiten, über deren Bestimmung sie sich oft vergebens den Kopf zerbrechen.





Ungefähr in der Mitte der *Grande Rue* liegt das eine weite Fläche einnehmende *Galata-Serai*, das kaiserliche Lyceum. Die Strasse endet am *Taxim*, dem Brunnenhaus, wo das aus dem Walde von Belgrad herbeigeführte Wasser in die verschiedenen Leitungen auf dieser Seite des Goldenen Horns vertheilt wird (vide Plan Nr. 34). In der Nähe desselben erhebt sich eine im zierlichsten maurischen Stile erbaute Kaserne, und dieser gegenüber erstreckt sich der grosse Exerzierplatz, der bis vor einigen Jahren ausser dem *Piccolo Campo* (vide Plan Nr. 40) die einzige Promenade für die perotischen Schönen *utriusque generis* war. Der grossartig angelegte, aber schlecht gepflegte ältere *Munizipalitätsgarten* neben der Kaserne gewährt eine wundervolle Aussicht auf den Bosphorus und das asiatische Ufer. An diese Gegend schliessen sich die neueren, meist von Griechen und Armeniern bewohnten Viertel *Pankaldi* und *Tatavola* (vide Plan Nr. 32) an.

Rechts und links von der *Grande Rue*, welche genau auf der Wasserscheide zwischen dem Bosphorus und dem Goldenen Horn hinläuft, zweigen sich zahlreiche Strassen ab, dort hinunter nach dem türkischen Quartier und dem Artillerie-Arsenal von *Tophaneh* (vide Plan Nr. 45), hier nach dem unterhalb des *Piccolo Campo* gelegenen Vorort *Kassim Pascha* (vide Plan Nr. 29) mit dem Marine-Arsenal. Dieser Theil Peras, die Nordseite, war es besonders, welche durch die grosse Feuersbrunst vom Jahre 1870 fast ganz in Asche gelegt wurde. Noch heute treffen wir hier zahlreiche öde Plätze an, deren rauchgeschwärzte Trümmerhaufen ein laut redendes Zeugniß von der Gewalt des Elements wie von der Nachlässigkeit der Verwaltung sind, welche diese Schandflecke im Innern der Stadt nicht zu sehen scheint. Eine gute Folge hat das schreckliche Unglück wenigstens gehabt: die neuen Häuser sind fast durchgängig aus Stein erbaut. Das Gesamtbild dieser Viertel mit ihren zwar ziemlich breiten, aber schmutzigen, weil meist nicht gepflasterten Strassen ist das einer Vorstadt, die vor ihrer Vollendung von einem ausgedehnten Brande heimgesucht wurde. Ebenso häufig begegnet

man diesem Anblicke, der einem an die Regelmässigkeit und Ordnung unserer Städte gewöhnten Auge höchst widerwärtig erscheint, in Stambul, wo das dem Orient gemeinsame Kennzeichen der allgemeinen Vernachlässigung aller Neubauten noch mehr hervortritt. Den Begriff Reparatur scheint der Orientale überhaupt nicht zu kennen, er versteht nur Neues zu schaffen, aber nicht es zu erhalten, und eher lässt er sich das Haus über dem Kopfe zusammenstürzen, als dass er an eine Ausbesserung denkt, die, wenn sie bei Zeiten in Angriff genommen wäre, ihm nicht den zehnten Theil der Kosten eines Neubaus verursacht haben würde. Und leider erstreckt sich diese Indolenz auch auf die Behandlung der öffentlichen Gebäude und Kunstdenkmäler. Uebertrieben ist für gewöhnlich der Vorwurf, den man Konstantinopel wegen seines Schmutzes macht. Allerdings lässt die Reinlichkeit viel zu wünschen übrig, doch ist es in vielen Städten des Südens, besonders Hafenstädten, durchaus nicht besser damit bestellt, und zudem kann jener Vorwurf weniger die Türken selbst treffen, deren Quartiere sich in dieser Beziehung vortheilhaft vor denen der Griechen, Armenier und Juden auszeichnen.

Um einen Einblick in die perotische Gesellschaft zu erhalten, widmen wir einen Abend dem Besuche des erst seit wenigen Jahren eröffneten neuen *Municipalitätsgartens* am Piccolo Campo. Bei den Klängen eines selbst nach europäischen Begriffen nicht übel ausgeführten Konzertes geniessen wir alle Reize eines Sommerabends im Süden. Zu unsern Füßen breitet der ausgedehnte Begräbnissplatz seine schattigen Cypressen über das wellenförmige Terrain, das sich zum Goldenen Horn hinabsenkt. Unter den Strahlen des Mondes scheinen sich die Fluthen des Hafens in einen Silberstrom verwandelt zu haben. Von den schwarzen Schiffskolossen leuchten die Wachtlichter herauf, am jenseitigen Ufer aber steigt die dunkle Häusermasse Stambuls empor. Die kühnen Umrisse der auf dem Höhenzuge thronenden kaiserlichen Moscheen heben sich scharf vom Hintergrund des gestirnten Himmels ab, aber nirgends unterbricht ein Lichtschimmer die weite

schwarze Fläche. So glänzend und lichtüberfluthet Stambul bei Tage erscheint, in der Nacht ist es die finsterste Stadt. Mit Sonnenuntergang werden die Strassen leer, das Geräusch des Tages verstummt, und die Stadt ist wie ausgestorben. Abendgesellschaften und nächtliche Feste in unserem Sinne kennt der Türke nur im Fastenmonat Ramazan. Ausser dieser Zeit liegt das ganze Haus schon vor 10 Uhr in tiefem Schlafe.

Doch wenden wir uns wieder unserer nächsten Umgebung zu. Das bunte Sprachengemisch umsummt hier unsere Ohren. Armenisch, Türkisch, Griechisch, Italienisch, Französisch, Spanisch, Deutsch, Englisch und ein halb Dutzend anderer Sprachen schallen hier durch einander. Am meisten interessiren uns heute die eigentlichen *Peroten*, welche, wie überhaupt die gewöhnlich mit dem Namen *Levanten* bezeichnete Bevölkerungsklasse des Orients nur zum geringsten Theile noch reine Abkömmlinge der genuesischen und venetianischen Kolonisten, sondern meist aus einer Vermischung derselben mit Griechen und Armeniern hervorgegangen sind. Aus dem Gebiete der Diplomatie, das sie in den Glanzzeiten des türkischen Staates mit Vorliebe bebauten, und auf dem sie sich den Ruhm der vollendetsten Zweizüngigkeit erworben hatten, sind sie heute mit wenigen Ausnahmen verschwunden. Das Volk weiss sogar, wohin. Eine hier oft gehörte Sage erzählt nämlich, ihre Seelen seien in die Kröpfe der Vögel des schwarzen Meeres (*Kara denis kusch*) gefahren, einer Art Eisvögel, welche in den Felsen und Klippen am Eingange des schwarzen Meeres nisten und von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang in grösseren Zügen rastlos zwischen dem Pontus Euxinus und der Propontis hin- und hereilen. Niemals sieht man sie ruhen oder das Wasser berühren, obwohl sie dicht über der Oberfläche hinfliegen. Die Treulosigkeit der ihnen innewohnenden Seelen zwingt sie — so lautet die boshafte Deutung — zu ewigem Hin- und Herfliegen zwischen Bujukdere, dem Sommeraufenthalt des diplomatischen Korps, und der Seraispitze. Unbeständig und unzuverlässig ist der Levantiner auch heute noch, offenes Vertrauen und Entgegenkommen ist ihm gegenüber wenig am

Platze. Daneben charakterisirt ihn der Mangel an tieferer Bildung, an Umfang und Gründlichkeit des Wissens und Könnens. Seine Kenntnisse beschränken sich im Allgemeinen auf die Fertigkeit in fremden Sprachen, ein überhaupt den Orientalen und besonders den Armeniern eigenes Talent. Die Unterhaltung der Peroten fliesst meist auf der Oberfläche des Werktagslebens dahin, Tagesneuigkeiten, Skandalgeschichten, Toilettenfragen — damit sind ihre Themata erschöpft. Bibliotheken, Lesehallen, Museen, Sammlungen und andere wissenschaftlichen Bedürfnissen dienende Institute, alles das sind Dinge, die man hier kaum dem Namen nach kennt. Ebenso schwach ist es mit theatralischen und musikalischen Genüssen bestellt. Die wenigen Konzerte der Wintersaison haben kaum einen andern Zweck, als dem schönen Geschlecht Gelegenheit zur Entfaltung kostbarer, aber excentrischer Toiletten zu geben, und die Auführungen italienischer und französischer Operettengesellschaften stehen noch weit hinter den Leistungen unserer Vorstadttheater zurück. Dagegen haben die Besitzer von Cafés chantants — Cafés Scheitan, Teufelkaffees nennt sie der türkische Volkswitz — nie über leere Häuser zu klagen.

Diese geistige Armuth sucht nun der Perote durch eine masslose Eitelkeit und Selbstüberhebung zu verdecken. Aus seinen selbstgefälligen Zügen spricht die tiefe Befriedigung darüber, „wie wir's so herrlich weit gebracht“. Den Franken sieht er nur für voll an, wenn er Pera seine Vaterstadt nennt und wo möglich sich ganz in levantinische Sitte und Unsitte eingelebt hat. Bei der levantinischen Frau tritt diese Eitelkeit natürlich noch mehr in Aeusserlichkeiten zu Tage. Fragen wir nach ihrer Bildung, so finden wir uns auch hier so ziemlich vis-à-vis de rien. Desto allgemeiner ist aber in diesen Kreisen eine von jeder echten Frömmigkeit entfernte sinnliche Bigotterie. Mit wenigen Ausnahmen sind es oberflächliche, gehaltlose Wesen, deren Sinn ausschliesslich auf das Aeussere gerichtet ist. Ihr Gebiet, ihr Wirkungskreis ist der laute Markt der Oeffentlichkeit, wo es vor Allem gilt, die Augen der Welt auf sich zu ziehen, sei es nun durch die abenteuer-

lichste Ueberbietung französischer Modetollheiten oder durch Geltendmachung ihrer durch alle Geheimnisse der Toilettenkunst erhöhten Reize. Ihrer Vorliebe für glitzernde Steine und glänzende Toilette verdankt das geflügelte Wort seine Entstehung:

Chi vuol fare sua rovina,
Prende moglie Levantina.

(Wer sich zu Grunde richten will, nehme eine Levantinerin zur Frau.)

Drum hinweg aus den Zaubergärten der Armida! Zudem gilt es morgen früh zeitig aufzubrechen, da uns eine weite Tour bevorsteht. Doch es scheint, wir sollen heute noch nicht zur Ruhe kommen, denn während wir in die Grande Rue einbiegen, schrecken uns plötzlich unheimliche, lang gezogene Töne auf, und wir sehen einen der auf dem Galatathurm stationirten Läufer unter dem Rufe: Janghun war (es gibt Feuer) vorbeieilen. Er theilt den Wächtern der benachbarten Strassen die Gegend des Brandes mit, und bald geben deren sonore Stimmen aus den Seitengassen denselben Ruf im Echo zurück. Dabei bleiben sie von Zeit zu Zeit stehen und schlagen, um sich bemerklich zu machen, das eisenbeschlagene Ende ihres Stockes gegen das Pflaster. Die letzten Silben stossen sie in einem eigenthümlich klagenden, fast heulenden Tonfall hervor, welchen der Chor der Strassenhunde in melodischen Variationen begleitet. Nicht lange dauert es, und die Strasse herauf tobt keuchend und heulend eine Horde halbnackter Wilder, wahre Galgengesichter, mit kleinen tragbaren Spritzen auf den Schultern, mit Aexten, Feuerhaken und Eimern bewaffnet. Das sind die berüchtigten Tulumbadschi. Dem in wilder Eile sich stossenden und drängenden Haufen folgen die Saka (die verpflichteten Wasserträger). Wehe den Unglücklichen, denen diese Rotte zu Hülfe kommt! Wenn es ihnen nicht gelingt, sich mit ihren edelmüthigen Rettern über die Summe zu einigen, die ihre Mühe belohnen soll, so werden diese es schon verstehen, die Verwirrung und Gefahr noch zu vermehren, um desto erfolgreicher im Trüben zu fischen.

Im letzten Jahrzehnt ist allerdings durch eine vom Grafen Szecheny nach modernen Prinzipien geschulte Feuerwehr

eine Besserung in diesen grauenhaften Zuständen herbeigeführt worden. Doch da diese bei dem bergigen Terrain mit ihren fahrbaren Spritzen nicht so schnell an Ort und Stelle zu gelangen vermag als die Tulumbadshi, welche ihr dann weichen müssen, so finden letztere noch hinreichende Gelegenheit, ihren alten Ruf zu bewähren.

Bei der überaus leichten Bauart der Häuser und bei der Sorglosigkeit, mit welcher man mit den Mangals (den Kohlenbecken) umzugehen pflegt, erreichen die Feuersbrünste auch in neuerer Zeit noch oft eine ungeheure Ausdehnung, wie die der letzten Jahre zu Kadiköi und Hasköi. In noch schrecklicherem Angedenken steht die vom Jahre 1870. Die grosse Feuersbrunst vom Jahre 1756 zerstörte zwei Drittel von Stambul.

Auf der Strasse ist es indessen wieder still geworden. Die Nachricht, dass der Brand auf der andern Seite des Hafens ausgebrochen ist, hat die Ruhe sofort wieder hergestellt, und nur das heisere Gebell der vierbeinigen Wächter begleitet uns auf unserm Nachhauseweg.

Der Bosphorus.

Es starren rechts, es starren links
Auf Felsen stolze Festen,
Und blühende Gärten sieht man rings
Mit herrlichen Palästen.
Und Städte, Flecken ohne Zahl
Mit Thürmen, Gärten, Wäldern,
Gemischt mit Felsen, Berg und Thal,
Mit Nebenhöhn und Feldern,
Vereinen hier zur Riesenstadt
Das ungeheure Ganze,
Das Keiner noch besungen hat
In seinem wahren Glanze.

Hoch wölben stolze Kuppeln sich
Von prächtigen Moscheen,
Und Minarehe feierlich
Erreichen Bergeshöhen.
Ein Meeresarm durchströmt das Thal
In pfeilgeschwindem Laufe,
Ihn decken Schiffe ohne Zahl
Voll Waaren zum Verkaufe.
Das Ganze scheint ein Werk der Feen
Voll Zauberphantasien,
Nie würd' ich Herrlicheres sehn,
Möcht' ich die Welt durchziehen!

Callot.

Über dem asiatischen Höhenzuge ist die Sonne empor-
gestiegen, auf dem Meere beginnt der Tag sich zu regen,
und der kühlende Nordwind streicht über die blanke Spiegel-
fläche. Auf dem uns nunmehr wohlbekannten Wege nach

AA

AA

VV

VV

VV

AA

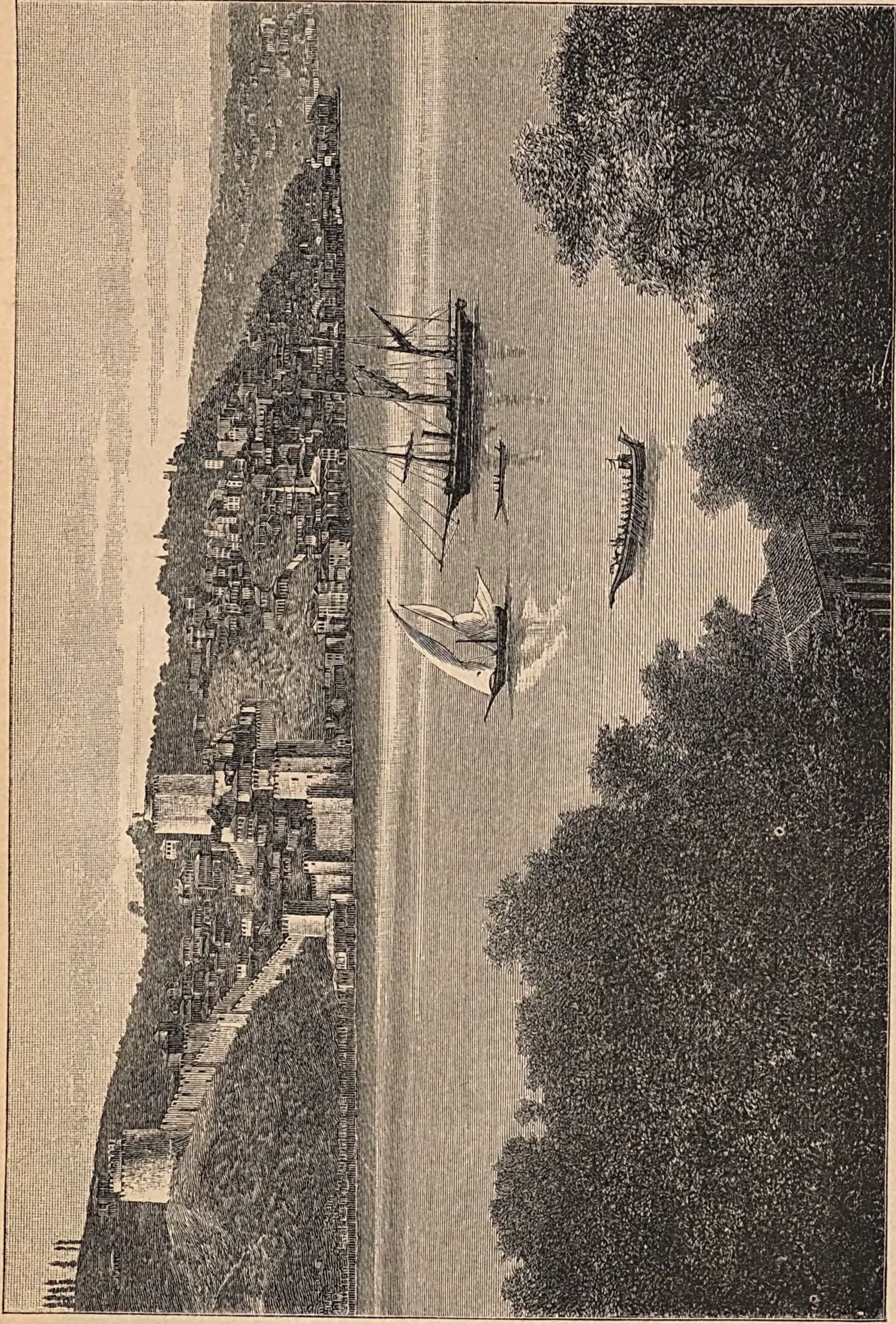
AA

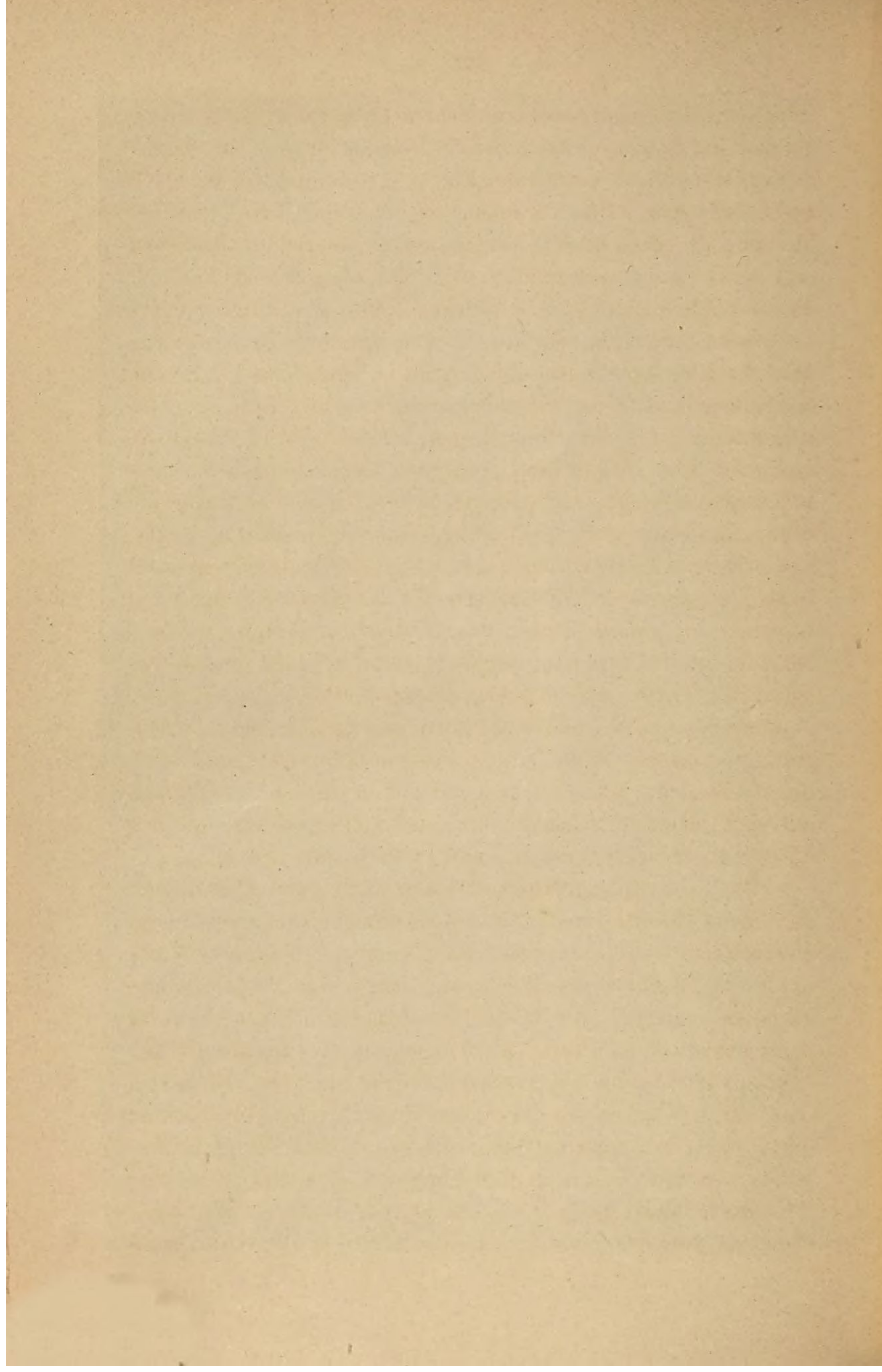
AA

Dolma-Bagtsche begeben wir uns zum Ufer hinab, um das an der Landungsbrücke von *Beschiktaş* (vide Plan Nr. 37) uns erwartende Kaik zu besteigen, das uns den Bosporus aufwärts tragen soll. Wir ziehen diese langsamere Beförderung der Fahrt auf einem der schnellen Lokaldampfer vor, da sie uns mehr Musse gewährt, die Schönheiten der unvergleichlichen Scenerie zu genießen. Mit vollem Rechte sprechen wir von Scenerie, denn jede Viertelstunde unsrer Fahrt bringt uns eine neue Verwandlung. Die zahlreichen Vorgebirge auf beiden Ufern schieben sich wie Coulissen in einander und begrenzen dadurch die Aussicht. Wir glauben uns in einem weiten Bassin zu befinden und suchen vergebens nach einem Ausweg. Doch schon weichen, wie von unsichtbarer Hand bewegt, die Coulissen zu beiden Seiten zurück, und neue Berge, neue Dörfer, neue Buchten tauchen vor uns auf. Mit Recht nennt daher Byron diese zauberische Schöpfung der Natur die schönste Operndekoration der Welt. Alle Bauarten finden sich hier, von dem sphärischen Kiosk bis zu den gezackten Mauern, Feenpaläste des Sultans, und die trotzigten Kastelle der stolzen Genuesen, alles fließt hier in ein Bild zusammen, und die Natur umgibt das Menschenwerk mit einem Zauber blühender Gärten und Bäume, mit einer Grossartigkeit stufenweise über einander aufsteigender Bergbildungen, die nur der Bosporus in solcher Vollendung und Mannigfaltigkeit zeigt.

Die gewaltige Wassermasse, welche der Don, der Kuban, der Bug, der Dniepr und die Donau in die euxinische See führen, bewirkt eine heftige Strömung, die sich am Ausgang der Meerenge gerade auf die Seraispitze richtet, so dass sich unser Kaik ganz dicht ans europäische Ufer halten muss. Eine Wohnung reiht sich hier an die andere, eine Ortschaft folgt der andern. Wie eine lang gedehnte Stadt reicht diese Linie von Häusern und Palästen, Gärten und Kiosken drei Meilen weit bis Bujukdere. Jenseits steigen die grünen Höhen Asiens aus dem Wasser empor. Am Abhange derselben lagert sich majestätisch Skutari, von dem düstern Cypressenwald bekrönt. Zwischen beiden Ufern herrscht ein fortwährendes

Hinundwieder und Durcheinander von Booten und Schiffen aller Art, in der Luft ein Schwirren und Flattern von leichtbeschwingten Vogelschaaren, runde Delphine springen neckend uns dicht zur Seite über die glatte Fläche empor. Das glänzende Marmorpalais von *Tschiragan* (vide Plan Nr. 39) mit seinen schlanken Säulenreihen gleitet an uns vorüber, von der Höhe herab schimmern die weissen Mauern von *Jildis-Kiosk*, und wir nähern uns dem fast nur von Juden bewohnten *Ortaköi*. Vor den elenden Holzbaracken, die seit einer grossen Feuersbrunst vor etwa zehn Jahren den armen Bewohnern zur Wohnung dienen, erhebt sich am Ufer die kleine, reizende Moschee, in türkischem Renaissancestil, an Zierlichkeit und Reichthum der Ornamente einem Schmuckkästchen vergleichbar. Hinter dem Vorgebirge von *Ortaköi* öffnet sich ein neues prächtiges Panorama: ein weiter See liegt vor uns, in dessen Hintergrund die Vorgebirge von *Arnautköi* und *Kandilli* nur einen engen Durchblick auf das dahinter sich ausbreitende Wasserbecken gestatten. Der Quai, der von hier an die Häuser vom Ufer trennt, verlockt uns auszusteigen und die nächste Strecke unseres Weges zu Fuss zurückzulegen, indem wir unsere Kaikdschis beauftragen, uns in Rumeli Hissar zu erwarten. So haben wir Musse und Gelegenheit, die Häuser am Ufer näher zu betrachten. Es sind meist weitläufige Jallis (Sommerwohnungen) vornehmer Türken. Aber auch sie sind nur aus Holz, d. h. aus Balken, die mit dünnen Brettern bekleidet und innen mit Kalk überzogen sind. Nur der Unterbau ist von Stein. Auch hier sucht man durch die unschönste Verschiebung der Aussenwände der oberen Stockwerke, die an der einen Ecke fast einen Meter über das untere vorspringen, an der andern um ebensoviel zurückstehen, durch eine Menge von Erkern, von denen einer den andern überragt — Schachnichin, Königssitze nennt man diese Vorsprünge — dem Hause zwanzig und mehr Ecken zu geben. Allerdings gewinnt man auf diese Weise mehr Aussichtspunkte und erleichtert den Durchzug der Luft. Dicht unter den Fenstern laufen die breiten niedrigen Divans hin, auf denen die Bewohner den ganzen lieben langen Tag hocken und





träumen. Die Fenster sind mit dichten Rohrgittern geschlossen, die nur im Selamlik, in den vom Hausherrn und der männlichen Dienerschaft bewohnten Flügel, gewöhnlich in die Höhe geschoben sind. Das bisweilen offenstehende Thor gewährt hier und da einen Einblick in den weiten, marmorgepflasterten und von Säulen getragenen Flur des Selamlik und durch diesen hindurch auf den hinter dem Hause am Berge emporsteigenden schattigen Garten. In dem Marmorbecken der Fontainen spielen Goldfische, und die mit farbigen Kieselsteinen mosaikartig ausgelegten Gänge umschlängeln lauschige Bosquets. Der balsamische Duft der Blumen und Sträucher wird gemildert durch die vom Wasser hereindringende Kühle. Wie süß muss sich's hier träumen, wenn die plätschernden Wellen gegen die Stufen rauschen, und die Nachtigall aus dem dichten Laube ihre wonnigen Weisen ertönen lässt! Viele Gärten sind terrassenförmig angelegt, und die Mauern der Terrassen mit Spalieren versehen, an welchen Reben und Obstbäume gezogen werden, die hier aufs Ueppigste gedeihen. Die höheren und abgelegeneren Theile sind beschattet von Terebinthen-, Feigen-, Maulbeer-, Mastix- und Nussbäumen, von Cedern und Akazien, deren rosenrothe, seidenfarbige Blüthen von unübertrefflicher Schönheit sind. Von den kleinen Kiosken aus, die gewöhnlich auf den höchsten Punkten errichtet sind, weidet sich das Auge an der bezaubernden Aussicht nach allen Seiten hin.

Die schlecht gepflasterte Strasse läuft hier oft zwischen den hohen Mauern der Häuser und Gärten hin, und geschlossene Holzbrücken überspannen sie. Dann biegt sie in scharfer Wendung ein, und wie ein Gebirgssee, rings von Bergen eingeschlossen, leuchtet uns wieder die blaue Fluth des Bosporus entgegen. Doch bald verschwindet sie von neuem zwischen den Häusern des Dorfes *Kurutschesme*. Links am Weg erhebt sich eine kleine Moschee mit hölzernem Minareh, gegenüber ist ein Wachthaus, und unter mächtigen Platanen neben ihr ein Kaffee. Schon hält der Kaffedschi das Nargileh bereit und giesst den schwarzen Trank in die kleine Tasse. Auf den niedrigen Rohrschemeln vor der Thür halten wir kurze Rast. Dann gehts

weiter durch die hohle, hier und da von ganzen Gebäudeflügeln überbrückte Gasse, die endlich wieder das Ufer erreicht. Die Gegend ist, wie die unvergitterten Fenster beweisen, fast ausschliesslich von Christen bewohnt. Ueber das halbrecherische Pflaster gelangen wir in kurzer Zeit nach *Arnautköi*. Das von Griechen bewohnte Dorf liegt wunderschön am Fusse eines Vorgebirges. Infolge dessen herrscht hier im Gegensatz zu den türkischen Dörfern reges Leben und lärmendes Gewühl. Wenn man die heftigen Gestikulationen, die blitzenden Augen, die Anstrengungen und Aufwallungen betrachtet, wenn man die Zornesausbrüche des streitsüchtigen Volkes mit anhört, so glaubt man jeden Augenblick Zeuge eines Messerkampfes oder wenigstens einer solennen Prügelei werden zu müssen. Allein des eigenen Geschreis müde verlaufen sich bald die tobenden Maulhelden, die Scene wechselt, neue, ebenso ungefährliche Schreihälse treten auf, um ebenso erfolglos ihrem Lungendrange zu genügen.

Gegen die Spitze des Vorgebirges, das hier den Bosporus bedeutend verengt, stürzt das Wasser mit ausserordentlicher Schnelligkeit und bildet eine heftige Strömung, die von den Griechen *Mega Rhevma*, von den Türken aber *Scheitan Akindissi*, Teufelsströmung, genannt wird. Hier ist die einzige Stelle, wo die Ruderer ihre Arbeit aufgeben und den Strick ergreifen, der ihnen vom Ufer zugeworfen wird, um das Boot über die Strömung hinauszuziehen. Wenn mehrere Boote zusammen kommen, so droht immer die Gefahr, dass sie von der tobenden Fluth gegen einander geschlagen und am Ufer zerschmettert werden. Selbst grosse Segelschiffe müssen sich hier stromaufwärts ziehen lassen, und bei Nordsturm muss mancher Dampfer nach vergeblicher Anstrengung, den Strom zu überwinden, umkehren und auf der Rhede von Konstantinopel ruhigeres Wetter abwarten.

Die weite Bucht, die sich von hier an in's Land hineinzieht und in ihrem Innern das in dichtem Grün versteckte Dorf *Bebek* birgt, ist eine der lieblichsten am ganzen Bosporus. Gegenüber auf der asiatischen Seite bilden zwei Vorgebirge

das eine mit dem stattlichen Dorf *Kandilli*, das andere mit dem alten *Anadoli Hissar* (dem asiatischen Schloss) eine zweite Bucht, in deren Tiefe das prächtige Kiosk der *Süssen Wasser von Asien* liegt (vide Bild pag. 144). Das dahinter liegende Thal ist ein ebenso häufig besuchter Vergnügungsort, wie das auf der europäischen Seite. Ein viertes Vorgebirge, das von *Rumili Hissar* (dem rumelischen Schloss; vide Bild p. 136), jenem gegenüber gelegen, gibt dem ganzen Rundbild den entzückendsten Abschluss. Von Arnautköi an zieht sich der Weg, nachdem er eine Strecke unmittelbar am Wasser hingelaufen, zwischen den weitläufigen Konaks (Palais) und den dazu gehörigen Gärten einiger Grossen des Reichs hin und führt uns durch einen öffentlichen Garten mit herrlichen alten Baumgruppen. An der Landungstreppe von Bebek legt eben ein Lokaldampfer an. In diesem Augenblick entsteht ein buntes Durcheinander. Türkische Frauen, christliche Geistliche, levanthinische Stutzer, Eunuchen, Offiziere, fränkische Damen, Hamals, bieten das bunteste Bild einer Maskerade. Mächtige Handels- und Postdampfer ziehen im Hintergrunde vorüber, und Hunderte von griechischen Küstenfahrern, Fischerbooten und Kaiks beleben die Bucht. Auf der Höhe des Berges präsentiert sich ein grosses Gebäude, das meist von Bulgaren besuchte amerikanische Robert College. Längs eines alten, malerisch am Bergesabhänge gelegenen Begräbnissplatzes geht es weiter, bis bei einer Biegung des Quais plötzlich die hohen, altersgrauen Thürme und zackigen Mauern von *Rumili Hissar* uns entgegenstarren. Sie ziehen sich in so seltsam geschwungenen Linien an dem steilen Abhang hinauf und hinab, dass man die Sage begreift, der Erbauer, Muhamed der Eroberer, habe dem Grundriss die Gestalt des Anfangsbuchstaben seines Namens gegeben. Der Raum zwischen den malerischen, epheuumsponnenen Mauern bildet ein unregelmässiges Fünfeck. Ursprünglich waren beide Schlösser, das asiatische wie das europäische, an dieser schmalsten Stelle des Bosporus von den griechischen Kaisern erbaut, später aber wieder zerstört worden. Als der wilde Türkensultan beschloss, das schwache oströmische

Reich zu vernichten, fand er auf beiden Ufern nur noch Trümmer jener Burgen. Er stellte zuerst die asiatische wieder her, und da er hierbei keinen Widerstand fand, setzte er über und baute das europäische Schloss ebenfalls wieder auf. Indem die 3000 Arbeiter, die unter seiner Aufsicht bauten, die Steine von Kirchen, Säulen und Denkmälern dazu verwendeten, brachte er in kürzester Zeit das Werk zu Stande, so dass er, da die beiden wichtigsten Punkte der Meerenge in seiner Gewalt waren, die Schifffahrt vollkommen beherrschte. Als der Kaiser gegen diese Gebietsverletzung Einwendungen machte, erhielt er die spöttische und trotzige Antwort, dass, da die Griechen nicht im Stande wären, ihre Besitzungen zu beschützen, der Sultan es an ihrer Stelle thun wolle. Zugleich drohte Muhamed, dass er den ersten, der kommen würde, um die Beschwerde zu erneuern, lebendig werde schinden lassen. Um sein angemasstes Recht zu befestigen, untersagte er den Fremden die Durchfahrt. Die Venetianer, die diesem willkürlichen Befehle nicht gehorchen wollten, versuchten durchzusegeln, aber das Schiff ward von der Kugel einer der ungeheuren Kanonen getroffen, die Muhamed hatte herbeischaffen lassen, um sie zwei Jahre darauf zum Angriff auf die Stadt selbst zu verwenden. Das Schiffsvolk ward enthauptet, und ihre Körper wurden an den Zinnen des Schlosses aufgehängt, um andere von ähnlichen Versuchen abzuschrecken. Später war Rumili Hissar eine Zeit lang der Kerker für die gefangenen Rhodiser Ritter, und unter Mahmud II. wurden mehrere Tausend Janitscharen hier enthauptet. Heute umschliessen die gewaltigen Mauern nur die bunten Holzhäuser einiger türkischer Familien und bilden noch immer das prächtigste Landschaftsbild der Welt. Die Thürme und Mauern stehen noch, aber die Türken stehen nicht auf ihnen. Nur in dem Schilderhaus am Thore sitzt ein Posten, dem süßen Schlummer hingegeben, ein Bild des Reiches, das der Brave vertheidigt.

In der Nähe dieses im Alterthum *Hermäon* genannten Vorgebirges war es auch, wo Darius übersetzte, als die Eroberungssucht den prachtliebenden Beherrscher des Ostens von

der Ueppigkeit und dem Glanze seines Hofes in die rauhen, unwirthsamen Steppen herumziehender Scythen führte. Auf dem Vorgebirge selbst aber befand sich der zum Thron umgestaltete Felsen, von dem aus der Grosskönig dem Uebergange seiner Truppen über die Brücke des Mandrokles zusah. Dicht daneben standen die berühmten Säulen, auf welchen der Uebergang in persischer und griechischer Sprache beschrieben war. Hier auch war es wahrscheinlich, wo Xenophon mit seinen tapferen Griechen übersetzte, um in sein Vaterland zurückzukehren.

Die Meerenge ist hier nur ca. 0,6 km breit, so dass man, wie Plinius richtig bemerkt, auf der einen Küste das Gebell der Hunde und den Gesang der Vögel der gegenüberliegenden hören kann. Am Fuss des Schlosses liegt ein kleines türkisches Dorf, dessen Holzhäuser theilweise noch über dem Wasser stehen. Wir besteigen hier unser Boot wieder, und rascher gehts nun vorwärts, an den Ortschaften *Baltaliman* und *Bojadschiköi* vorüber nach *Emirgjan* mit dem prächtigen Konak des Exkhedive von Aegypten, Ismail Pascha. In der Bucht, die hier tief ins Land einschneidet, liegt *Stenia*, das *Sosthenion* des Alterthums. Diesen Namen erhielt der Ort von dem Tempel, den die Argonauten hier dem geflügelten Genius errichteten, welcher sie im Kampfe gegen Amykus, König der Bebryker, unterstützt hatte. Aus dem rettenden Genius wurde in christlicher Zeit der Erzengel Michael, welchem Konstantin der Grosse den in ein Kloster verwandelten Tempel weihte. Der geräumige Hafen hat zu wiederholten Malen feindliche Flotten beherbergt und blutige Seeschlachten gesehen. Bulgaren und Russen drangen bei ihren Angriffen auf die Hauptstadt des sinkenden byzantinischen Reichs mehr als einmal bis hierher vor.

Hinter *Stenia* erweitert sich der Bosporus noch mehr, und dem entzückten Auge bietet sich eine Aussicht, welche das bisher Gesehene bei weitem überbietet. Ein weiter See breitet seinen glänzend blauen Spiegel vor uns aus. Auf der rechten Seite öffnet sich in weitem Bogen die Bucht von *Beykos*, an

deren amphitheatralisch aufsteigende Uferhöhen anmuthige Dörfer sich anschmiegen. Im Alterthum führte sie den Namen des Königs Amykus, der hier mit Pollux gekämpft haben soll. Zur Linken reiht sich Dorf an Dorf, Palast an Palast. Die



Ein Blick auf den Bosphorus

epheumzogenen gelben und rothen Häuser scheinen auf dem Wasser zu schwimmen, die vorspringenden Geschosse und Erker hängen über den Uferrand herein, und die Blumen der kleinen Vorgärten spiegeln sich wider in der blauen Fluth. Durch die offenstehende Thüre blickt man in den hellen, luftigen, marmorgepflasterten Flur, in dem sich die griechische

oder armenische Familie den ganzen Tag über aufhält. Ueberall drängt sich das Grün von Eichen und Platanen, Akazien und Pappeln, Feigen- und Lorbeerbäumen dazwischen. Die Höhen sind mit schwebenden Kiosken, die Thaleinschnitte mit dichten Baumanlagen bedeckt. Alles Einzelne verschwindet und verwebt sich in das Riesentableau, das sich in wachsender Schönheit an den Ufern fortzieht — eine Feenscenerie, zur Berausung der Sinne erschaffen. Die anmuthigen Landhäuser des uns zunächst liegenden Dorfes *Jeniköi* sind meist von reichen griechischen und armenischen Bankiers bewohnt. Hinter dem nächsten Vorgebirge erblicken wir die Bucht von Therapia, einen der lieblichsten und sichersten Häfen am ganzen Bosphorus. Panzerschiffe der türkischen Flotte und Avisos zum Schutz der Gesandtschaften und Botschaften, die in Therapia oder Bujukdere ihre Sommerresidenzen haben, liegen hier vor Anker. Segelschiffe aus den Häfen des Schwarzen Meeres mit hohem, reich geschnitztem und bunt bemaltem Bord kreuzen sich hier mit Handelsdampfern der verschiedensten Nationen. Dazwischen schiessen kleine Segelbarken, pfeilschnelle Kaiks und die niedlichen Miniaturdampfer der Diplomatie hindurch, und Passagierboote eilen im Zickzack die Ufer stromauf- und -abwärts.

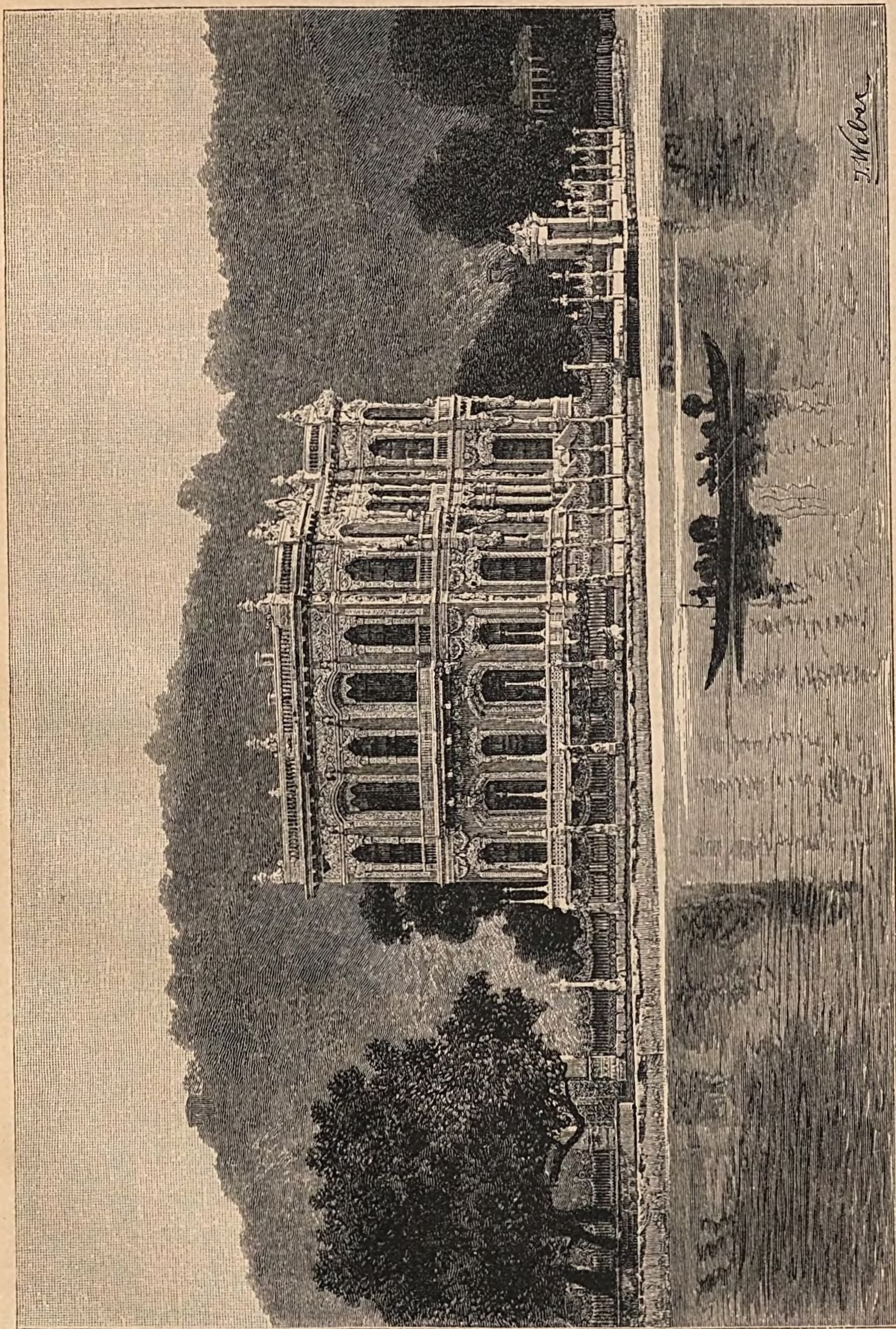
Wir verlassen am Eingang der Bucht unser Boot wieder. Am Ufer entlang gehend gelangen wir an den herrlichen Park, den der Sultan vor wenigen Jahren dem deutschen Kaiser als Sommerresidenz für die deutsche Botschaft zum Geschenk machte. Er umfasst ein überaus liebliches Nebenthal mit den beiden flankirenden Höhenzügen und bedarf nur fleissiger Hände und einiger tausend Mark, um zu einem der herrlichsten Sommersitze umgestaltet zu werden.

Je weiter wir schreiten, desto zauberhaftere Reize entfaltet die Landschaft. In dem wundervollen Golfe, bei dessen Bildung die Natur all ihre Reize entfaltet hat, vor jenen Bergen, die mit Weinreben und Fruchtbäumen bedeckt sind, sehen wir die hübschen Sommerpalais von Vertretern der occidentalischen Civilisation, deren belebender Hauch in die Bilder des Orients eine Skizze europäischer Sauberkeit und geschmackvollen Kom-

forts eingeschoben hat, ausgestattet mit dem ganzen Reiz sinnreichen Wechsels. Das fröhliche Treiben einer gutgekleideten Bevölkerung auf den Quais, die Gruppen, die sich im Schatten der Bäume gelagert haben, die blühenden Gärten, mit Gesträuchen und Blumen bepflanzt, und dieses freundliche Schauspiel von dem ruhigen Spiegel der tiefen Bucht reflektirt, bieten ein im Orient doppelt bezauberndes Gemälde dar. Die Häuser mit den Botschaftspalais Frankreichs, Italiens und Englands ziehen sich um die Bucht und das folgende Vorgebirge herum. Ursprünglich hiess der Ort *Pharmakia*, nach den Zauberkräutern, welche Medea hier an der thracischen Küste gepflückt haben soll. Seinen heutigen Namen *Therapia* aber verdient er mit Recht wegen der ungemeinen Heilsamkeit seiner Luft, denn der kühlende Wind, der vom Schwarzen Meer herüberweht, mässigt die Sommerhitze bedeutend.

Jetzt beginnen die Ufer der Meerenge, die in der byzantinischen Zeit mit dichtem Wald bedeckt waren, kahler und steiler zu werden. Da man von hier aus den ersten Blick auf das Schwarze Meer hat, so hiess die folgende Strecke früher *clavis Ponti*. Der Weg um die tiefe Bucht, die sich zwischen *Therapia* und *Bujukdere* ins Land hinein erstreckt, führt uns an einer grossen Wiese vorüber, auf der eine Gruppe von Platanen durch ihre ungewöhnliche Grösse und malerische Schönheit unsere Aufmerksamkeit erregt. Sie wird noch erhöht durch die Sage, die sich an diesen Ort knüpft. Es sind die berühmten „sieben Brüder“, unter deren weithin ragenden Aesten Gottfried von Bouillon sein Zelt aufgeschlagen haben soll, ehe er den Bosporus überschritt. Doch hat die Annahme, dass er *Bujukdere* zum Ueberfahrts punkt gewählt habe, wenig Wahrscheinlichkeit für sich, da ihm ja ein näherer, geraderer Weg offen stand. Eine der Platanen, deren Stamm theils durch das Alter, theils durch die Feuer der in dieser Gegend lagernden Zigeuner ausgehöhlt ist, bietet innerhalb dieser Höhle Raum genug dar, dass ein Reiter auf demselben umwenden kann.

Bujukdere, die Sommerresidenz der übrigen Botschaften und Gesandtschaften, hat seinen Namen von dem dahinter



J. Weber

liegenden grossen Thale. Der nördliche Theil des Ortes ist der vornehmere, und hier fällt besonders das russische Palais mit seinem herrlichen Park auf. In einem gut eingerichteten Hotel finden wir Erholung nach unserm Marsch und Stärkung für den Ritt, der uns am Nachmittag nach dem Walde von *Belgrad* bringen soll.

Nach einer kurzen Siesta brechen wir auf und gelangen durch das prächtige Waldthal in kurzer Zeit zu dem grossartigen *Aquädukt Mahmuds I.*, der in kühnen Bogen das Thal überspannt. Hinter dem Dorf *Bagtscheköi* führt uns die Strasse wieder in einen Wald von Ahorn- und Kastanienbäumen. Mächtige Stämme, die der Wind gefällt, liegen epheuuzogen am Boden, und bis an die Gipfel der Bäume schlingen sich die Ranken von wildem Wein empor. Wir glauben in einen noch nie von der Axt berührten Urwald der tropischen Zone versetzt zu sein. Und in der That ist es von jeher streng verboten gewesen, in diesem Wald Holz zu schlagen, denn an ihm setzen die Wolken das Trinkwasser für die Hauptstadt ab. Plötzlich, bei einer Wendung des Weges finden wir uns vor einem riesenhaften Gemäuer, einem Palast ohne Thür und Fenster, aber mit seltsamen Thürmen und Zinnen geschmückt. Seine Flügel scheinen in den Thalwänden zu verschwinden. Ueber die Marmorstufen, die an den letzteren hinaufführen, gelangen wir auf den oberen strassenbreiten Rand der Mauer und erblicken vor uns zwischen den bewaldeten Höhen den klaren Spiegel eines künstlichen Sees, der durch den mächtigen Steindamm zurückgehalten wird. Es ist eins der grossen Becken, welche die 4—5 Meilen entfernte Stadt mit Wasser versorgen. In den Bends, wie man diese ungeheuren Bassins nennt, sammeln sich im Winter und Frühjahr die ungeheuren Wassermengen, welche in Gestalt von Schnee und Regen in der Umgebung niedergehen. Damit die Mauern den ungeheuren Druck der Wassermasse aushalten, hat man sie in einer Breite von 7—9 *m* und einer Höhe von 9—12 *m* aus Quadern erbaut, im Innern mit Kalk und rohen Steinen ausgefüllt und aussen mit Marmor bekleidet. Ihre Länge beträgt durchschnittlich 30 *m*.

Durch einen Taxim oder Wasservertheiler am Fusse der Mauer fliesst das Wasser in gemauerte, überwölbte Rinnen, die an mehreren Stellen auf kühnen Aquädukten die Thäler überschreiten. Der ungeheure Bedarf für eine Stadt von ungefähr einer Million Einwohnern, die meist nichts als Wasser trinken, für die Hunderte von Bädern und Moscheen erforderte die Anlegung mehrerer solcher Bends, die, wie ein grosser Theil der Aquädukte, theilweise noch aus byzantinischer Zeit stammen. Der Wasserspiegel des grössten unter ihnen hat, wenn er gefüllt ist, eine Länge von über 300 *m*. Bleibt im Sommer der Regen Monate lang aus, so leeren sich, was nicht selten vorkommt, die Bends bis auf den Grund, und in der Stadt entsteht der drückendste Wassermangel. Ein Feind, der, wie vor wenigen Jahren die Russen, sich von der Landseite nähert, um das morsche Reich des Halbmonds in seinem Herzen anzugreifen, brauchte nur die Mauern der alten Wasserbögen zu zertrümmern, und die ja überdies nicht befestigte Stadt wäre in seinen Händen. Wohl begriffen dies die byzantinischen Herrscher, und die grossartigen Cisternen gaben uns Kunde, wie sie den verzweifelten Fall, dass das Wasser abgeschnitten würde, vorgesehen hatten.

Doch der hereinbrechende Abend mahnt zum Aufbruch. Bald haben wir die Wasserleitung Mahmuds wieder erreicht und sehen durch die Bögen derselben den Bosporus in der farbenprächtigsten Beleuchtung vor uns liegen. So lange die glänzende Kugel noch über dem Horizont schwebt, schimmern seine Fluthen von unzähligen Funken, auf den Bergen liegt jener wundervolle violette Schein, über den Wolken irrt ein schweifendes Gold. Aber kaum ist die Sonne im Westen hinabgesunken, so liegt Alles im Dunkeln, nur über den scharf sich abhebenden Höhenzügen schwebt noch eine sanfte, bald erlöschende Glorie, und aus dem tiefen Blau treten die funkelnden Sterne hervor. Auf dem Quai von Bujukdere herrscht reges Leben. Die vornehme Welt hat ihre reichen Sommerhäuser verlassen und geniesst am Ufer die Kühle des Abends, und so ausschliesslich herrscht hier das europäische Element,

dass man sich wohl an die Riviera versetzt glauben könnte. Nachen von griechischen Sängern und Zitherspielern gleiten über das Wasser, der laue Nachtwind trägt die weichen Melodien herüber, leise rauscht es in den hohen Bäumen, und in den träumerisch plätschernden Wellen des Bosporus spiegelt sich flimmernd und funkelnd der herrlich gestirnte Himmel wieder.

Streifzüge auf dem asiatischen Ufer.

Rasch und glühend steigt die Sonne herauf und giesst mit einemmale ein Meer von Purpurstrahlen über die dem Morgenduft sich entwindende Landschaft. Der frische Morgenwind füllt die Segel unsrer kleinen Barke und treibt uns in kurzer Zeit über die glitzernde Wasserfläche nach dem auf der asiatischen Seite gelegenen *Anadoli Kawak*. Auf der steilen Höhe über dem Dorfe ragen die Trümmer einer alten, von den Franken gewöhnlich als *Genueserschloss* bezeichneten Burg. Doch war sie, von den Byzantinern erbaut, nur eine Zeit lang im Besitz dieses mächtigen Handelsvolks. Ihre Mauern laufen noch heute bis an's Ufer herab. Das schon im Alterthum stark befestigte Vorgebirge, auf welchem Schloss und Dorf liegen, hiess *Hieron* und war wegen seiner strategischen Wichtigkeit von jeher Gegenstand erbitterter Kämpfe zwischen Byzantinern und Barbaren, Genuesen und Venetianern. Hier lag auch die Mauth, in welcher die Durchfahrenden den Sundzoll entrichten mussten. Heute befinden sich im Norden und Süden des Dorfes stark befestigte und mit Krupp'schen Geschützen armirte Batterien, deren Feuer sich mit dem der gegenüber, neben *Rumili Kawak* liegenden kreuzt.

Wir sind auf der steilen Höhe vor dem alten Schloss angelangt. Eine üppige Vegetation von Feigen und Lorbeerbäumen wuchert zwischen und über den Zinnen. Ungeheure Epheustämme ragen empor und scheinen mit tausend Armen

das alte Gemäuer zusammenhalten zu wollen. Grossartiger aber und entzückender ist das Bild, das sich zu unsern Füßen ausbreitet. Gegen Süden windet sich der Bosphorus zur Propontis hinab. Seine Ufer sind mit kanonengespickten Batterien und alterthümlichen Schlössern bekrönt, sein Wasserspiegel wird von kühnen Vorsprüngen und waldigen Landspitzen durchzackt, so dass der gekrümmte Lauf das Aussehen von unregelmässigen Seen erhält, bekränzt mit schimmernden Palästen und anmuthigen Landhäusern, von weissen Segeln wimmelnd. Ueber die beiden Kawak aber reichen die Ortschaften nicht hinaus. Statt des reichen Anbaus, des lebhaften Gewühls zeigt sich uns hier eine wilde, einsame Natur, und nur einzelne Fischerwohnungen kleben an den steilen, nackten Felsklüften, die keinen Raum für einen Saumpfad lassen.

Die Meerenge von Hieron, unter welcher sich die grosse bithynische Bergkette des Olymps und die thracische Kette des Hämus die Hände reichen, ruft gleich der von Rumili Hissar mancherlei Erinnerungen aus der Mythologie und Geschichte und an merkwürdige Naturereignisse hervor. Hier war es, wo die geborstenen Gebirge den Gewässern eines grossen Binnensees, die noch immer mit unwiderstehlicher Gewalt durch den grossen Bruch thalwärts stürzen, zuerst einen Durchweg gestatteten. Drüben an der schroffen europäischen Felsenwand hauste der von den Harpyen gequälte Phineas. Dort stand später ein Heiligthum des Serapis und errichtete Jason der Kybele einen Altar. Noch liegen auf der Höhe oberhalb Rumili Kawak die Trümmer eines zweiten byzantinischen Schlosses, das im Verein mit dem diesseitigen den Zugang zur Meerenge vertheidigte. Von Norden her glänzt trügerisch der glatte, Unheil in seinem Schosse bergende Spiegel des Pontus Euxinus. Schimmernde Segel eilen über seine Fluth, der grossen Lebensader des Orients zu. Hier war es, wo die Griechen in die weite Fläche des Meeres eindringen und ihren unternehmenden Landsleuten neue Länder und neue Quellen des Reichthums eröffneten. Dort oben zur Linken, hart vor dem auf felsiger Küste sich erhebenden Leuchthurm liegt das

„ungastliche, bläuliche Felsenpaar“ der Kyanäen oder Symplegaden, die sich einladend öffneten und wieder schlossen, um den Fremden, der in das verbotene Meer einzudringen wagte, zu zermalmen. Auf einem derselben stand das Fragment einer ohne Grund dem Pompejus zugeschriebenen Säule und ein altarähnlicher Stein, der die Inschrift enthalten soll: Divo Caesari Augusto. Die vulkanischen Trümmer, die hier eine weite Fläche bedecken, und die merkwürdigen Basalthöhlen, in denen Tausende von Wasservögeln nisten, geben Zeugnis von jenen furchtbaren Naturereignissen, die hier stattgefunden. Von dem Leuchtturm auf der asiatischen Seite gleitet der Blick längs dem Ufer herab, an den drohenden Strandbatterien vorüber bis zum Fuss des Vorgebirges, welches einst einen Altar der zwölf Götter trug, auf dem Jason bei seiner Rückkehr Dankopfer darbrachte. Hier erhob sich auch ein berühmter Tempel der Zeus Urios, dessen Name sich in dem türkischen Namen des Genueserschlosses, Joros Kalessi, erhalten hat. An seinem Altar erflehten die Schiffer vor ihrer Abreise günstigen Wind und opferten ihm nach glücklich beendeter Heimkehr. Ueberall bestürmen mächtige Erinnerungen den Geist, wo eine so grosse Vergangenheit ihn umgiebt und die Zukunft die Wiederkehr des früheren Glanzes und der alten Grösse verspricht.

Doch wir müssen uns von dem erhabenen Anblick trennen und setzen unsern Weg auf dem Höhenzuge am Ufer in südlicher Richtung fort. Den höchsten Punkt (ca. 200 m) erreicht derselbe auf dem *Riesenberge*, von den Türken *Juscha Dag*h, d. h. Josuaberg, genannt. Auf seiner Spitze ist ein Bethaus errichtet, wo uns ein Derwisch eine fast 7 m lange, mit Blumen und Sträuchern bepflanzte Erhöhung zeigt und uns berichtet, dass in diesem Hünengrabe ein Fuss Josuas beigesetzt sei. Er wurde gegen die Ungläubigen von Rom oder Griechenland gesendet und schlug sie. Während dieses Treffens ging die Sonne nach ihrem gewöhnlichen Lauf nieder, erhob sich aber sogleich wieder, so dass jene nicht entfliehen konnten. Es war seine Gewohnheit, auf diesem Berg zu sitzen und seine

Füsse in dem Wasser des unten dahinströmenden Bosporus zu baden. Als er starb, erwies sich sein Lieblingssitz zu klein, um ihm als Grab zu dienen, und man begrub deshalb nur einen seiner Füsse. So berichtet eine Inschrift in der Moschee, und sie schliesst mit der Warnung an die Zweifler: „Wer da zweifelt, dem zeigt diese Inschrift, damit er glaube.“ Noch heute ist das Grab des jüdischen Helden und türkischen Heiligen ein vielbesuchter Wallfahrtsort, und die zahlreichen an der Umfassung flatternden Lappen und Fetzen beweisen, wie häufig man seine Wunderkraft zur Heilung von Krankheiten anruft. Die Alten nannten den Hügel das Grab des Herakles. Nach Anderen birgt er den Leib des von Pollux getödteten Bebrykerkönigs Amykus.

Prächtig ist das Panorama, das wir von hier aus geniessen. Es umfasst die ganze Ausdehnung des Bosporus von der Propontis bis zum Euxinus. Durch das anmuthige Thal von *Hunkjar Skelessi* steigen wir zur Küste hinab. Der Name dieses Ortes bedeutet Landungsplatz des Mentschentödters. Diesen Titel führte noch in unserm Jahrhundert der Sultan, zur Bezeichnung der absoluten Macht über Leben und Eigenthum seiner Unterthanen. Der Ort hat eine gewisse Berühmtheit erlangt durch den im Jahre 1833 hier zwischen den Türken und Russen geschlossenen Vertrag, der die Dardanellen den fremden Flotten verschloss. Der auf Terrassen erbaute marmorne Kiosk des Sultans steht ebenso unbenutzt und leer wie die übrigen kaiserlichen Paläste am Bosporus.

In dem benachbarten *Beykos* besteigen wir das längs der asiatischen Küste hinabfahrende Dampfboot. Wie im Fluge eilen wir durch die wundervolle Landschaft dahin, ein Bild löst das andere ab. An den Gärten und Sommerhäusern von *Kanlidsche*, an den Ruinen von *Anadoli Hissar* vorüber trägt uns das Boot in den grossen See, der sich zwischen Bebek und dem Thal der Süssen Wasser ausbreitet, und noch einmal, zum letztenmal setzen wir den Fuss auf asiatischen Boden, um von der Höhe des oberhalb des Dorfes *Kandilli*, Arnautköi gegenüber, gelegenen Berges aus noch einmal das Gesamt-

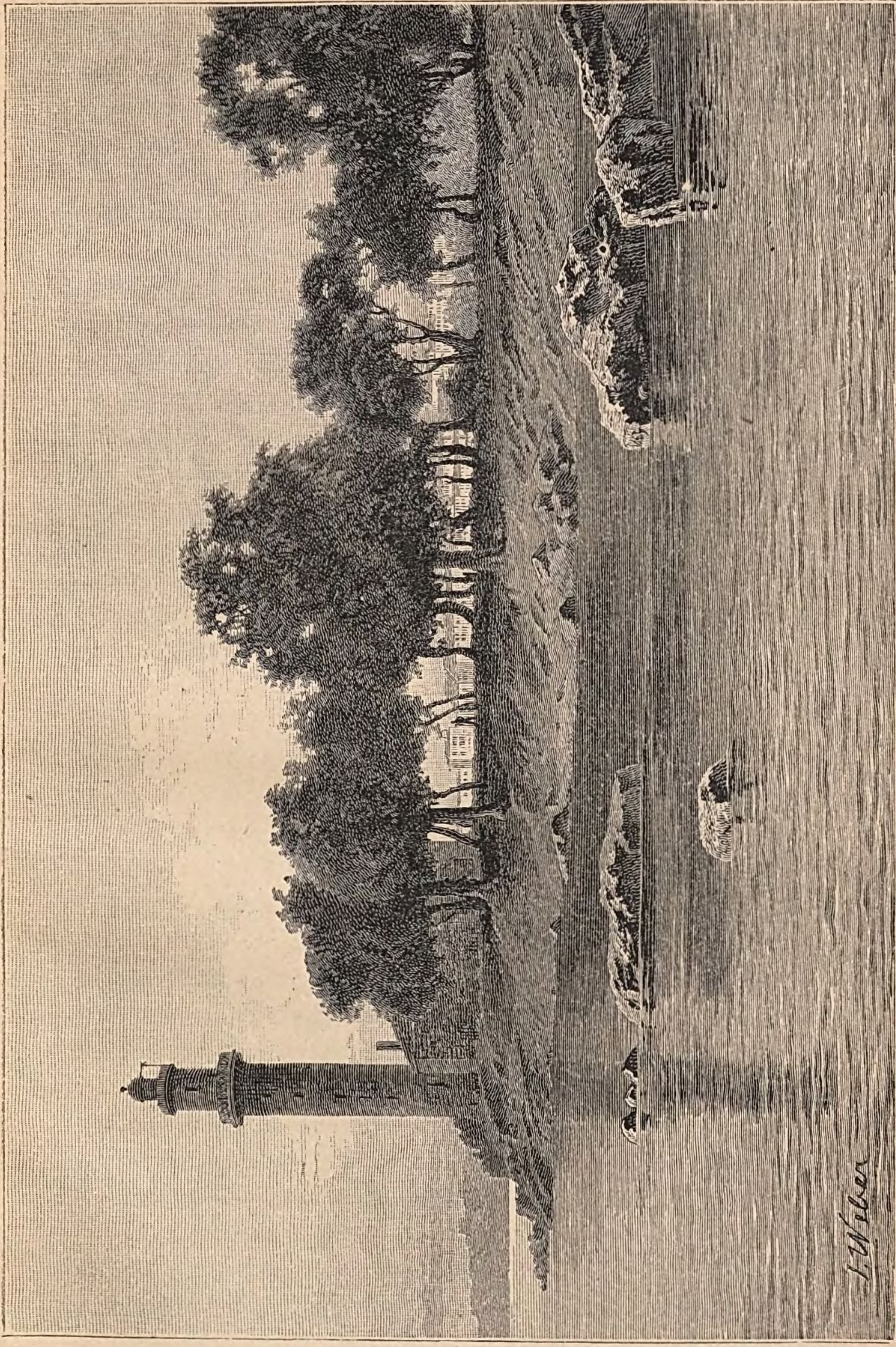
bild des Bosphorus zu überschauen, diese vollendetste Vereinigung von Natur und Kunst, von Grösse und Anmuth. Doch vergebens versuchen wir den Eindruck zu schildern, den das Zauberpanorama mit seinem Wechsel von Hügeln und Thälern, Vorgebirgen und Buchten, dunkeln Cypressenhainen und lichten



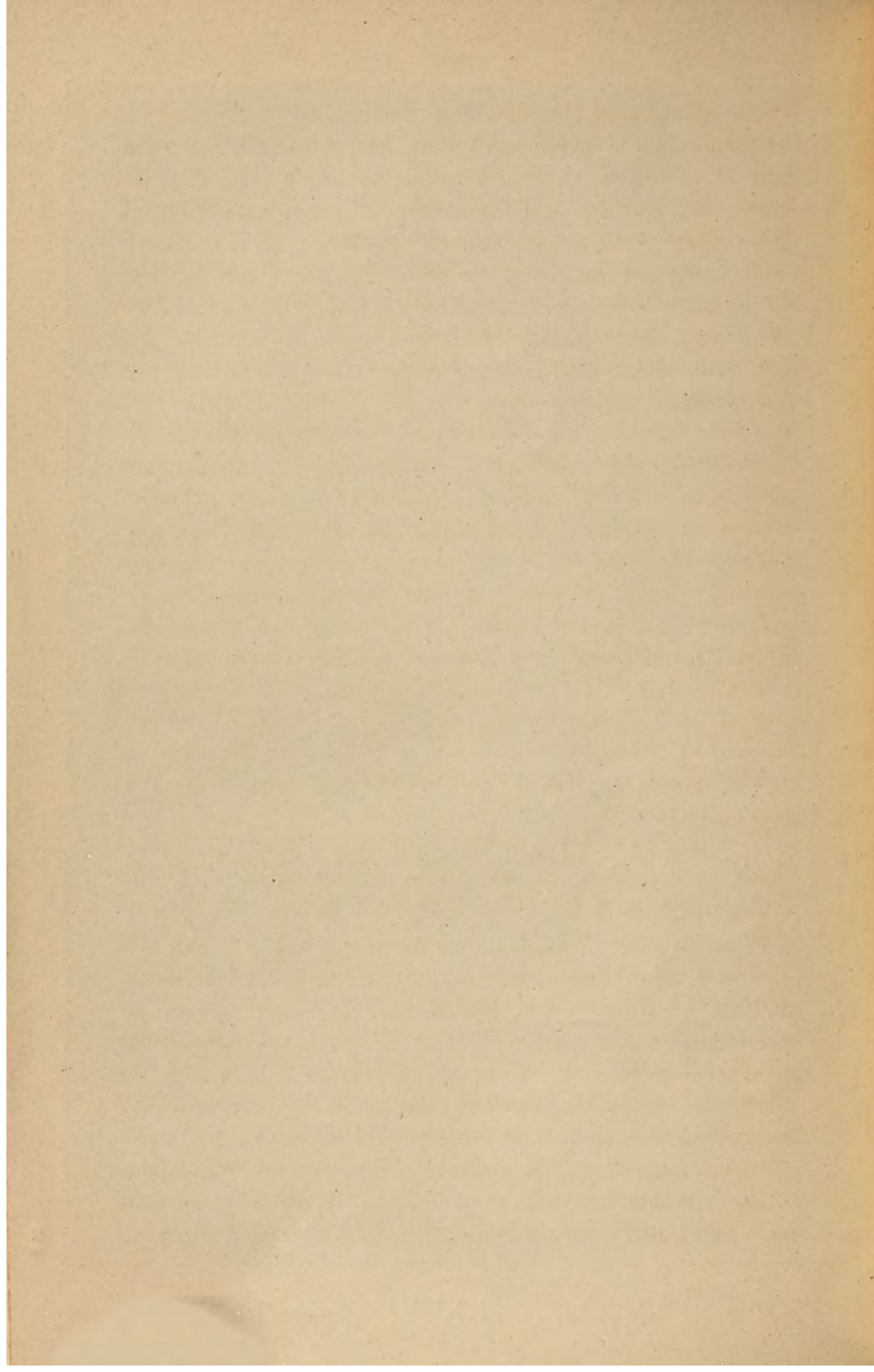
Brunnen an den Süssen Wassern von Asien.

Rosenhecken, marmornen Brunnen und bunten Kiosken, mächtigen Kuppeln und schlanken Minarehs auf uns ausübt. Nur schwer trennen wir uns von der unvergleichlich schönen Aussicht und steigen auf der andern Seite des Berges hinab, um längs dem Ufer unsern Weg bis *Beglerbeg* fortzusetzen. In der Ferne tauchen über der Wasserfläche die Kuppel der Aja

Sofia und die Kioske des Serai wieder auf, zur Rechten und zur Linken schliesst sich in ununterbrochener Folge eine Ortschaft an die andere an, aus dem Grün von Gärten, Wiesen und bewaldeten Anhöhen hervorlugend und sich in dem tiefen Blau des Meeres spiegelnd. So gelangen wir nach einer Stunde nach dem prächtigen, von Abd ul Aziz erbauten *Beglerbeg Serai*. Gegen ein gutes Bakschisch erhalten wir Zutritt in die unbewohnten, märchenhaft reich und glänzend ausgestatteten Räume. Wir treten zuerst in eine weite Marmorhalle in arabischem Stil, deren Decke auf Säulen von demselben Material ruht. In der Mitte derselben befindet sich, von einer Balustrade umgeben, ein grosses, tiefes Bassin, zu welchem von vier Seiten Treppen hinabführen. Eine prachtvolle Marmorschaale im Mittelpunkt desselben ist bestimmt das Wasser der Fontaine aufzufangen, dessen sprühende Tropfen sich in dem Lichtmeere des darüber hangenden kolossalen gläsernen Kronleuchters in Millionen von glühenden Funken verwandeln müssen. Der Umfang des Bassins ist gross genug, um mehreren Personen genügenden Raum zum Schwimmen zu geben. Wohin das Auge blickt, glänzt und schimmert ihm der weisse Marmor entgegen. Ein überaus prächtig geschmücktes Treppenhaus führt in die oberen Räume, deren Gemächer mit allem ersinnlichen orientalischen Luxus ausgestattet sind. Die kostbarsten Holz- und Steinarten, die seidenen Stoffe, mit denen Wände und Möbel bekleidet sind, und die werthvollen Teppiche wetteifern an Pracht und Geschmack. Neben türkischen Divans enthalten sie europäische Möbeln aller Art. Unbeschreiblich prunkvoll ist auch der grosse Saal. Goldverzierte Thüren von Cedernholz öffnen sich auf lange Korridore und Zimmerreihen, in denen ein mystisches Halbdunkel herrscht. Der Marmor der Badezimmer, die aus einem Block gehauen zu sein scheinen, erhält durch die rothen Kristallkuppeln den zartesten rosenfarbigen Schein. Die mit Rohrgittern verdeckten Fenster, durch welche das Licht nur gedämpft hereindringt, sehen meist auf den Bosphorus, dessen Strömung sich mit lautem Plätschern an dem Quai bricht. Rechts sieht man die Thürme der beiden Hissar und den



J. Weber



Bosporus hinauf bis in die Bucht von Stenia, im Vordergrund die glänzenden Façaden von Tschiragan und Dolma-Bagtsche, links aber Skutari, Pera und Galata, die Seraispitze mit ihren schwarzen Cypressen und die darüber hervorragenden Kuppeln und weissen Minarehs der kaiserlichen Moscheen. Im Hintergrund steigt auf Terrassen der Park am Bergabhänge empor, mit schönen Treibhäusern und Kiosken. Mehrere starke Käfige beherbergen einige ungewöhnlich grosse Tiger und Leoparden. Auf einem hinter dem Parke wüst liegenden Terrain tummeln sich Hunderte von Straussen.

Von überraschender Schönheit ist endlich die Façade des Marmoralastes, wie sie sich uns vom Boot aus, das uns nach der Stadt zurückträgt, darbietet. Glänzend wie frisch gefallener Schnee, in den edelsten architektonischen Verhältnissen ausgeführt, von dem Grün der dahinter liegenden Terrassen gekrönt, spiegelt sie sich in den Fluthen des Bosporus wieder und hinterlässt in uns einen märchenhaften und geheimnissvollen Eindruck, wie kein anderes Bauwerk Konstantinopels.

Die Prinzeninseln.

Aus den Hügeln quellen Rosen, um die Ulmen rankt der Wein,
Schlanke Marmorsäulen schimmernd winken im Cypressenhain,
Dort die Berge lorbeerwaldig, hier das blaukristall'ne Meer,
Und der Himmel wie ein liebend Mutterauge drüber her. *Geibel.*

Der Tag der Abreise rückt näher und näher. Nachdem wir noch einige Tage zu Kreuz- und Quersügen durch Stambul verwendet haben, gilt unser letzter Ausflug den im Marmarameer, am Eingang des Golfs von Ismidt (dem alten Nikomedien) gelegenen *Prinzeninseln*. Diesen Namen erhielten sie in der byzantinischen Zeit, weil sie als Verbannungsort für entthronte Fürsten und Fürstinnen dienten.

Das Dampfboot, das uns hinübertragen soll, geht um 10 Uhr alla turca, d. h. 2 Stunden vor Sonnenuntergang, von der Brücke ab. Um die Seraispitze biegend steuert es in's

offene Meer hinaus. Zu unserer Rechten steigen trotzig die gewaltigen Stadtmauern mit ihren halbzerfallenen Thürmen aus dem Wasser auf, darüber ragen die Kuppeln und Minarehs der Aja Sofia und der Achmedmoschee. Der langgestreckte Bau vor der Sophienmoschee hat schon den verschiedensten Zwecken gedient oder vielmehr dienen sollen. Ursprünglich zur Aufnahme einer Universität bestimmt, enthielt er dann das Ackerbau-Ministerium und beherbergte das türkische Parlament, diesen tollen Faschingsscherz. Heutzutage schlummert das Handelsministerium darin. Links werden die steilen Uferwände durch die Häuser des südlichen Theiles von *Skutari* gekrönt. An diese schliessen sich die grossartige Kaserne *Selimjeh*, an Ausdehnung wohl die grösste der Welt und in ihrem Aeussern dem Eskurial nicht unähnlich, und das Militärhospital an. In der darauf folgenden Bucht von *Haidar Pascha* liegt die Kopfstation der Eisenbahn nach Ismidt. Weiter südlich glänzen die freundlichen Villen von *Kadiköi* herüber, nur in der Gegend der Landungsbrücke, wo vor Kurzem ein bedeutender Brand wüthete, durch rauchgeschwärzte Trümmer hässlich unterbrochen.

Kadiköi steht auf der Stelle des alten *Chalcedon*, dessen Geschichte 17 Jahre weiter zurückreicht als die Konstantinopels. Die reiche und blühende Stadt beherrschte im Alterthum die ganze asiatische Küste der Meerenge. Das Orakel ihres Apollotempels stand dem von Delphi an Berühmtheit wenig nach. Ihr Schicksal gestaltete sich in den folgenden Jahrhunderten ebenso wechsellvoll als das ihrer gegenüberliegenden Schwesterstadt. Erst unter persischer Herrschaft, dann abwechselnd unter der Hegemonie Spartas und Athens, darauf unter der Botmässigkeit der Könige von Bithynien, des Mithridates von Pontus und der Römer verlor sie mehr und mehr an Bedeutung. Noch mehr als Konstantinopel feindlichen Angriffen ausgesetzt, sah sie unter den byzantinischen Kaisern wiederholt Feinde vor und in ihren Mauern. Auf den Trümmern des Apollotempels erhob sich in christlicher Zeit die Kirche der hl. Euphemia, in welcher das ökumenische Konzil des Jahres

451 über die Lehre des Nestorius verhandelte, und deren Säulen in der Solimanieh unsere Bewunderung erregten.

Zwischen dem Kap *Moda Burnu* und der sichtbar werdenden schmalen Landzunge von *Fener Bagtsche* (Bild p. 152) öffnet sich eine liebliche Bucht, der alte *Hafen des Eutropius*. Aus dem dichten Grün seines Ufers schimmert eine Reihe freundlicher Landhäuser hervor, die sich fast bis an den Leuchthurm (Fener) der Landspitze erstreckt. Einst trug diese einen berühmten Tempel der Hera und noch später einen prächtigen Sommerpalast des Justinian, an welchen noch einzelne am Strande liegende Säulenschäfte und Kapitäle, sowie die vom Meere ausgespülten Mosaiksteinchen erinnern. Jetzt wird die Wiese vor dem Leuchthurm mit ihrer prachtvollen Rundsicht besonders Sonntags und Freitags von festlich geputzten Menschen besucht. Und hier tritt, wie an den Süßen Wassern von Asien, das orientalische Wesen noch mehr in den Vordergrund als auf den Promenaden der europäischen Seite. Hier sieht man noch die originellen Arrhubas, ovale Kutschen von künstlicher, vergoldeter Holzschnitzerei. Im Innern sind weiche Kissen und Teppiche ausgebreitet, auf denen die verschleierten Schönen mit ihren Kindern und Sklavinnen ruhen. Die Büffel, welche diese schwerfälligen Fuhrwerke ziehen, sind mit Stirnbändern von Metall mit Glasperlen und Troddeln geschmückt, während Reife im Halbbogen, mit Quasten behangen, vom Kopf über den Leib sich herabschwingen, um die Mücken zu vertreiben.

Das Ufer mit seinen grünen Weingärten, welche die Eisenbahn durchschneidet, tritt jetzt mehr und mehr zurück, und immer klarer und deutlicher tauchen die Prinzeninseln vor uns aus der blauen Fläche empor. Doch dauert es immer noch eine Stunde, ehe wir an der ersten derselben, *Proti*, anlegen. Schroff und steil steigen ihre kahlen Ufer aus den Wellen auf, und auch die auf dem steinigen Boden verstreuten Häuser können den Eindruck der Unwirthlichkeit nicht verwischen. Auch die folgende Insel, *Antigoni*, welche ihren Namen von Demetrius Polyorketes zum Andenken an seinen Vater Antigonus erhalten haben soll, ist wenig bebaut. Wie malerisch und lieblich ist



Türkischer Wagen.

dagegen der Anblick, der sich uns jetzt bietet, indem das Schiff um die steilen Felsenufer von *Chalki* (der ehernen) biegend, an der Landungsbrücke des kleinen Dorfes anlegt! Und doch kann sie keinen Vergleich mit *Prinkipo*, der eigentlichen „Prinzeninsel“, aushalten, auf der wir eine Viertelstunde darauf landen. Das Herz geht einem auf im Anschauen dieses gottgesegneten Eilandes. An der breiten Strasse, die vom Molo aufwärts in das Innere führt, reihen sich hinter duftenden Vorgärten zierliche Villen und Sommerhäuser, angefüllt mit allen

Bedürfnissen des Luxus und der Behaglichkeit; an den Mauern klimmt saftiges Weinlaub empor und rankt sich von Fenster zu Fenster. Darüber ragt der hohe, von einem Pinienwald gekrönte vordere Berg der Insel herein. Alles sauber und nett, in den heitersten Farben glänzend und schimmernd, und überall fröhliches Leben und Treiben und ein Anstrich von Wohlhabenheit und Luxus, wie man ihn in diesem armen, verkommenen Lande nur selten findet.

Wir gehen in einem der am Strande gelegenen Hotels vor Anker. Auf der Veranda vor dem Hause genießen wir den ganzen Reiz des entzückenden Abends. Die Mondscheibe verbreitet ein mattes, fahles Licht über die stille See, deren plätschernde Wellen uns erzählen von der Vergangenheit der in ewiger Frische prangenden Insel, von der schönen, aber lasterhaften Kaiserin Irene, der Mörderin ihres Gemahls und ihres Sohnes, die ihr Leben in schmachvoller Gefangenschaft und Armuth endete und im Kloster oben auf dem Berge bestattet wurde, und von andern gekrönten Frauen, die hier, schuldig oder nicht schuldig, das traurige Loos der Verbannung erlitten, von Seeschlachten und feindlichen Landungen, von Verfolgungen und Martyrien der griechischen Freiheitskämpfer.

Der anbrechende Morgen sieht uns bereits auf dem Wege zum *Georgskloster*, das auf dem südlichen, dem höheren Gipfel der Insel gelegen ist. Zwischen prächtigen Villen reicher Levantiner und dem steil zum Meere abfallenden Ufer, das fortwährend neue Ausblicke auf die benachbarten Inseln gewährt, umschreiten wir die westliche Seite und klimmen dann von dem Sattel zwischen den beiden Bergen aus durch Myrthen- und Terebinthengebüsch den steilen Weg zum Kloster empor. Die schmeichelnd warmen und milden Lüfte tragen das Aroma würziger Kraft durch den lichten, durchsichtigen Aether. Von der Spitze schweift der Blick frei über die weite Wasserfläche mit ihren Silbertinten und die prächtigen Inseln, die, acht an der Zahl, sich um Prinkipo schaaren. Den schöngeschnittenen Ufern folgend versenkt sich das Auge in die Tiefe des Golfes von Ismidt und steigt empor an den steilen Profilen der bithy-

nischen Bergkette bis zu dem ragenden Gipfel des Olympus. Eine unbeschreibliche Grazie und Anmuth spricht aus diesen kühn geschwungenen Linien, aus dieser vollendeten Harmonie der Formen und Farben. Das glänzende Landschaftsgemälde befriedigt die feurigste Phantasie. Hier möchte man liegen und träumend hinausschauen auf das glänzend blaue Meer, bis die Seele all diese bezaubernde Schönheit in sich aufgesogen hat und unverlöschar mit sich hinweg trägt.

In die Thalsenkung zurückgekehrt, steigen wir zu dem *Christuskloster* auf dem vorderen Berg empor und geniessen von hier aus eine nicht minder wundervolle Aussicht, die durch den Blick auf das zu unsern Füßen liegende Dorf noch an Reiz gewinnt. Eine wohlgepflegte Strasse führt uns in Windungen, deren jede neue prächtige Bilder enthüllt, an's Ufer hinab.

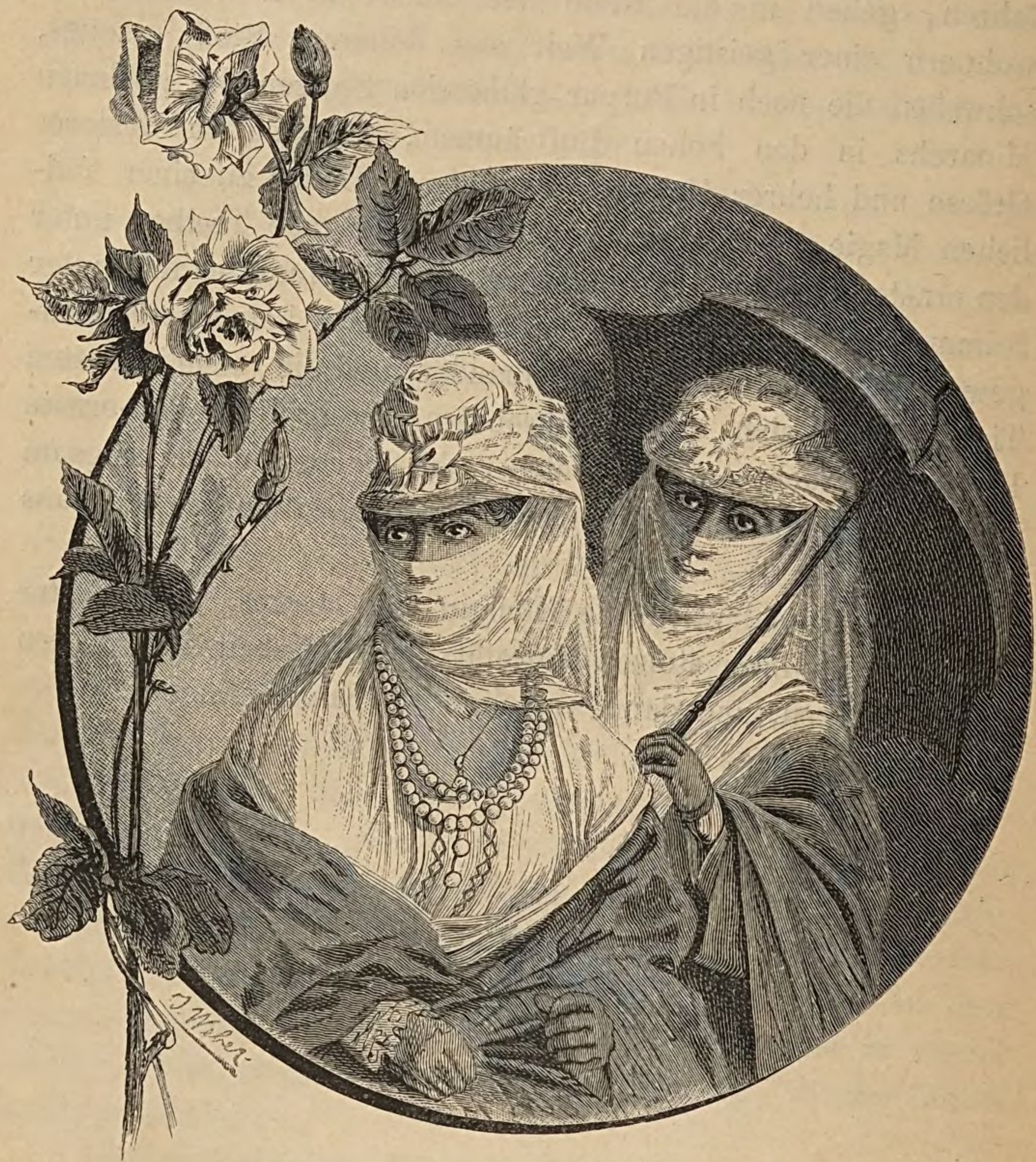
Am Nachmittag trägt uns ein flottes Segelboot von dem unvergleichlichen Eiland nach der Nachbarinsel *Chalki* hinüber. Die beiden Spitzen dieser Insel sind reich mit lachendem Grün bewachsen. Am Ufer liegt eine schmucke türkische Marineschule. Die Strasse windet sich hinter dieser empor zum Kloster der h. Dreieinigkeit, in dem sich ein griechisches Priesterseminar befindet. Auch eine grosse griechische Handelsschule beherbergt die Insel. Die wunderbarsten Farbengegensätze bieten sich hier dem Auge, das durch die blaue Luft über die Insel- und Meerespracht schweift. Hinter uns der schneegelockte Olymp, zu unsern Füßen die grünen Bergabhänge in den mannigfaltigsten Schattirungen, das Meer selbst aber in wechselnden Uebergängen von Weiss in Schwarz, in der Mitte hellgrün schillernd.

Von der asiatischen Küste herüber nähert sich, die Wogen durchfurchend, das Dampfboot dem Molo von Prinkipo, und wir müssen eilen, noch vor seiner Landung in Chalki am Ufer zu sein. Vom Deck desselben laben wir uns noch lange an dem zauberischen Anblick dieser Inseln der Seligen, bis die stets dunkler gefärbten Umrisse unsern Blicken entschwinden. Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne fallen auf Asiens Berge

und hinab auf Skutari, zur Rechtfertigung seines alten Namens Chrysopolis die Glasscheiben in Brillanten verwandelnd. Die bunte Geschäftigkeit und das chaotische Durcheinander des Hafens, in den wir jetzt langsam einfahren, gehen in die Ruhe der Nacht über. Gleich Bewohnern einer geistigen Welt aus feinerem Stoff erzeugt, schweben die noch in Purpur glühenden Spitzen der goldenen Minarehs in den hohen Lufträumen, während in düsterer Grösse und hehrer Majestät die tieferen Bilder zu einer südlichen Magie verschwimmen und das lärmende Treiben unter den ernstesten Gebeten verstummt, welche die Muezzins mit lauter Stimme über die drei Städte herabrufen. Das herrliche Farbgewebe fliesst immer mehr in einander, und die verschiedensten Tinten lösen sich in fortwährendem Wechsel in die ernste Farbe der Nacht auf, in welcher die Kontouren der ringsum emporsteigenden Bergstädte gleich Geistergestalten sich über uns aufthürmen.

Noch einmal wird die Königin des Meeres, „die Mutter der Welt“ in ihrer stolzen Majestät und Schönheit sich unsern Blicken zeigen, und dann — leb wohl, Konstantinopel!







Leonhardi, Paul

Konstantinopel und Umgebung

Zürich [1885]

Bamberg, Staatsbibliothek -- Top.o.112-ac
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11848672-0